ARMEE Rundschau



Magazin des Soldaten HEFT 12 · DEZEMBER 1966 · PREIS MDN 1,–

Im Rückspiegel des Spitzenfahrzeuges sehe ich Unteroffizier Klaus B. die Fahrzeugkolonne entlangkommen. Ich weiß, er verlangt jetzt eine Entscheidung von mir. So gut kenne ich ihn schon.
Unsere erste Begegnung fiel mit dem Tage meines Dienstantritts zusammen. Auf dem Stabsflur fiel er mir auf. Saubere Uniform, gute Haltung. Nicht allzu groß, aber kräftig. Die kurze Musterung fiel für B. recht günstig aus. Nur die Hand in der Tasche störte.
Unsitte – oder werde ich als Neuer getestet? Na bitte, dann eben Test.
Eine Nuance bestimmter als üblich fordere ich ihn auf:
„Genosse Unteroffizier, nehmen Sie Ihre Hand aus der Tasche!"
Er reagiert sofort, als habe er auf eine Bemerkung gewartet. Also doch Test.
Das war vor ungefähr drei Jahren. In dieser Zeit lernten wir uns besser kennen.
Heute nachmittag nun passierte die Kfz.-Kolonne des Bataillons auf dem Marsch nach M. das Dorf Z. Da ist doch B. zu Hause. Wird ganz schön durchhängen. Zu Hause vorbeigefahren und keine Zeit gehabt, den Eltern mal ‚Guten Tag' zu sagen. Daran dachte ich einen Moment, aber gleichzeitig auch an den Befehl des Kommandeurs, um 15.00 Uhr am Ortseingang von M. auf das Bataillon zu warten.
Nun halten wir schon zwei Stunden im befohlenen Raum, drei Kilometer von Z. entfernt. Bisher hoffte ich, B. verstünde mich und unterließe seine Bitte.
Warum fällt mir das Neinsagen eigentlich so schwer? Die Dienstvorschriften und der Befehl geben mir doch recht, oder verstecke ich mich jetzt dahinter? Habe ich kein Kreuz, etwas auf meine Kappe zu nehmen? Vielleicht könnte ich ihn doch hinschicken. Warum soll das Bataillon denn ausgerechnet in der nächsten Stunde kommen? Bestimmt könnte es klappen. Dann wäre dem Mann geholfen. Und ich brauchte nicht nein zu sagen. Aber ein solches „Kreuz haben" bedeutet doch Angst davor, der Unterstellte könnte eine Ablehnung nicht verstehen und unwillig werden. „Kreuz haben" bedeutet in diesem Falle, den Weg des geringsten Widerstandes gehen.
Natürlich fragt mich B., weil er weiß, er hat bei mir einen Stein im Brett. Den Kommandeur würde er gar nicht erst fragen. Vom Polit.-Stellvertreter aber wird meist erwartet, daß er Verständnis hat und auch mal beide Augen zudrückt. Aber es geht nicht. Das muß B. verstehen. Während der Übung gibt es keine Extravaganzen.
„Genosse Oberleutnant, gestatten Sie eine Frage. Ich möchte..."
„Nein, Genosse B.," unterbreche ich. „Ich weiß, was Sie möchten, aber ich kann Sie nicht nach Z. beurlauben. Sobald das Bataillon kommt, geht es weiter."
„Das ist mir klar, Genosse Oberleutnant, ich wollte nur dort ins Gehöft und nach Hause anrufen."
Man sagt so leichthin: Wir kennen uns.

Herbert Koch



Vignette: Harri Parschau





POSTSACK

Prost Neujahr!

Frohe Weihnachtsfeiertage und ein gesundes, glückliches und erfolgreiches neues Jahr wünscht allen Lesern

Redaktion „Armee-Rundschau".

Von 18 bis 26

Bis zu welchem Alter kann ich zum Grundwehrdienst einberufen werden?

Wilfried Rathmann, Dresden

Bis zum 31. 12. des Jahres, in dem Sie das 26. Lebensjahr vollenden.

Hundesteuer

Zu Hause habe ich einen rassereinen Schäferhund. Er ist jetzt bei meiner Mutter in Pflege. Muß ich die Hundesteuern von meinem Wehrsold bezahlen? Soldat Wenzel, Torgelow

In begründeten Fällen kann die Zahlung der Hundesteuer für die Zeit des Grundwehrdienstes gestundet werden. Dazu ist ein Antrag beim Rat des Kreises nötig.

Ein Herz für die Soldaten

Als ich heute früh aufwachte, sah ich an unserer Kreuzung einen Regulierer der Volksarmee stehen. Trampelnd versuchte er, sich warm zu halten. Ich brachte ihm schnell einige Äpfel, später dann ein kleines Frühstück mit heißem Bohnenkaffee. Ich habe nun mal ein Herz für die Soldaten.

Birgit Ehrhardt, Cossen

Offiziersschülerausgang in Dienstuniform?

Ich stehe im 3. Lehrjahr. Warum verwehrt man es mir, in Dienstuniform das Objekt zu verlassen? Die DV 10/5 sieht doch eine solche Möglichkeit vor!

Offiziersschüler Müller, Löbau

Die erwähnte Regelung ist für jene Berufssoldaten gedacht, die am Standort wohnen. Offiziersschüler sind kaserniert untergebracht. Von ihnen kann man deshalb verlangen, daß sie das Objekt in Ausgangsuniform verlassen.

Danke für die Blumen

Mein Kompliment der aktuellen Umfrage. Sie lese ich immer zuerst, weil sie sehr interessante Probleme behandelt. Christiane Wilk, Pinnow



Sammlerfreuden

Ich bin 17 Jahre alt und sammle Ansichtskarten und Schauspieler. Könnten Sie mir dabei helfen?

Gabriele Polte, 8028 Dresden, Reisewitzer Str. 47

Schauspieler haben wir nicht. Aber vielleicht sammeln noch andere Leser Ansichtskarten?

Hilfreiche Kfz.-Inspektion

Der Kfz.-Inspektion der NVA, die am 25. 8. 1966 im Kreis Kamenz Dienst hatte, unseren herzlichsten Dank für ihre Hilfsbereitschaft beim Beheben eines Defektes an unserem LKW. Auch dafür, daß die Genossen uns halfen, eine 8 km lange Dieselspur zu beseitigen.

Reinhard Davideit, Bautzen

Qualifizierung und Wehrdienst

Um mich beruflich zu qualifizieren, habe ich ein Abendstudium aufgenommen. Jetzt soll ich einberufen werden. Werde ich da zurückgestellt?

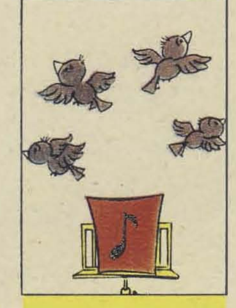
Hartmut Senzig, Gera

Dank der großzügigen Förderung unseres Staates qualifizieren sich Zehntausende junger Menschen im Fern- oder Abendstudium. Wollte man sie alle vom Wehrdienst zurückstellen, so würde das die Landesverteidigung stark beeinträchtigen. Gerade der sichere militärische Schutz der DDR ist aber eine der Voraussetzungen, daß für jeden Bürger diese umfangreichen Bildungsmöglichkeiten gegeben sind.

„Glienicker Spatzen" spielen nicht mehr

Unsere Tanzkapelle, die „Glienicker Spatzen", erreichten im Kulturwettstreit des Verbandes den 1. Platz. Dafür heftete man uns stillschweigend eine Urkunde an die Wand. Das war alles. Wegen mangelnder Unterstützung ist unsere Gruppe inzwischen auseinandergefallen.

Soldat Fischer, Groß-Glienicke



Bis früh um sechse ...

Wie lange kann ich bei der Einberufung zur Reserveübung Ausgang bekommen?

Unterfeldwebel d. R. Schulz, Berlin

Gediente Unteroffiziere können täglich bis zum Wecken ausgehen.

Zum zweiten AR-Jahrzehnt

Die AR ist enorm. Seitdem mein Freund bei der NVA ist, lese ich sie eifrig. Man bekommt so einen richtigen Einblick in das Soldatenleben.

Karin Hagemann, Babelsberg

Pferdestärken

Neulich habe ich mich mit meinem Freund gestritten, wieviel PS das Kettenzugmittel ATS hat. Schlichte doch bitte unseren Streit mit einer genauen Angabe!

Rüdiger Zemp, Schwerin

Die ATS hat 250 PS.

Wer kann helfen?

Ältere Hefte der AR aus den Jahrgängen ab 1956 werden gesucht von den Schülern Roland Radios, 961 Glauchau, Gerberstr. 9 und Günther Scholz, 7034 Leipzig, Straße des Komsomol 276. Um die Jahrgänge 1960 bis 1965 bittet Manfred Lucas, 7022 Leipzig, Krokerstr. 19. An Typenblättern sind interessiert: Klaus Scheffler, 7034 Leipzig, Straße des Komsomol 282 (1956 bis 1965) sowie Manfred Nehrhoff, 4312 Alsleben, Lehmstraße 22 (1964 bis 1965).

Die Wache zieht auf

Man hat schon viel vom NVA-Wachregiment gehört. Wann bringt Ihr darüber mal eine Reportage?

Uwe Jastrow, Ribnitz-Damgarten

Sie erscheint demnächst unter dem Titel „Die Wache zieht auf".

Fader Geschmack

So etwas Fades, Einfallsloses und Uninteressantes wie die AR-Ausgabe vom September 1966 habe ich lange nicht gesehen. Laßt Euch begraben!

Konrad Möhle, Berlin

Temperaturen

Wieviel Grad müssen die Soldatenstuben im Winter haben?

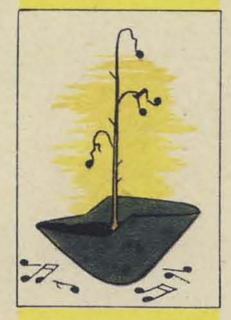
Funker Regloch, Potsdam

+ 18 °Celsius.

Im D-Zug erlebt

Nur ein Platz war noch frei im Speisewagen. Dort saßen drei Soldaten. Ein Oberst kam herein und setzte sich zu ihnen. Er gab ihnen zum Gruß die Hand, obwohl er sie nicht persönlich kannte. Er unterhielt sich mit ihnen wie mit seinesgleichen, sehr kameradschaftlich. Trotz der großen Unterschiede im Rang spürte man keine Kluft zwischen ihnen. Das hat mich sehr gefreut.

Margarete Klees, Erfurt





Auch an Mutti ist gedacht

Ich unterstütze meine Mutti, da sie Invalidenrentnerin ist. Hat sie bei meiner Einberufung Anspruch auf Unterhaltsbeträge? Martin Sönk, Velten

Sofern Sie Ihre Mutter nachweisbar finanziell unterstützt haben und keine weiteren unterhaltsberechtigten Personen vorhanden sind, kann Ihre Mutter Unterhaltsbeträge bekommen. Sie müssen bei der Abt. Gesundheits- und Sozialwesen des Rates des Kreises beantragt werden.

Unmusikalisch?

Soldaten singen – schön wär's. Doch leider scheint man in den Einheiten das Singen verlernt und es einzig und allein dem „Erich-Weinert-Ensemble" überlassen zu haben. Vor ein paar Jahren, als ich noch dabei war, erschienen mir die Soldaten musikalischer und sangesfreudiger.

Feldwebel d. R. Grosser, Oschatz

Besuchsweise kennengelernt

Bei meinem letzten Verwandtenbesuch in der DDR habe ich einige Nummern der AR gelesen. Mir hat diese Zeitschrift sehr gut gefallen, so daß ich sie gern abonnieren möchte.

Heinz Merinsky, Wien

Pacht- und Leihvertrag

Wie war das mit den amerikanischen Waffenlieferungen an die UdSSR im zweiten Weltkrieg?

Martha Seifert, Fürstenwalde

Die amerikanischen Waffenlieferungen im Rahmen des Pacht- und Leihvertrages machten genau 1,8% der von der UdSSR aufgewendeten Kosten für die Kriegsproduktion aus. So stand den insgesamt 135 000 von den USA gelieferten Maschinengewehren eine Eigenproduktion von jährlich 450 000 gegenüber, den 13 000 USA-Panzern eine sowjetische Jahresproduktion von 30 000 Panzern und Sturmgeschützen.

Mädchen in Uniform

Ich muß schon sagen: Nicht nur unsere Soldaten, auch die weiblichen Armeeangehörigen sehen schick aus in ihren adretten Uniformen.

Roswitha Astowiat, Bergen

Ein tausendfaches Dankeschön

Die AR-Redaktion glich einem Blumenladen in der Hochsaison. Der persönlichen Gratulationscour am 1. November folgten Briefe, Telegramme, Karten und Glückwunschadressen aus dem In- und Ausland. Leider ist es uns nicht möglich, allen Gratulanten persönlich zu danken. Deshalb sagen wir auf diesem Wege allen Lesern, Freunden und Mitarbeitern des Soldatenmagazins ein tausendfaches Dankeschön für ihre herzlichen Worte und netten Präsente, mit denen sie uns zum 10. AR-Geburtstag sowie zu unserer Auszeichnung mit der „Verdienstmedaille der NVA" in Gold gratuliert haben.

Mütze ab?

Darf man als Soldat in öffentlichen Verkehrsmitteln die Schirmmütze abnehmen?

Soldat Rossberg, Potsdam

Ja, man darf.

AR-Kiosk-Kundinnen

Die AR ist sehr begehrt. Das sieht man an den Zeitungskiosken. Meistens sind es junge Mädchen zwischen 15 und 17, die das Soldatenmagazin verlangen.

Volker Unger, Karl-Marx-Stadt

Als Lehrling zur Armee?

Im Augenblick gehe ich zwar noch zur Schule. Trotzdem interessiert es mich, ob ich bereits während der Lehrzeit zur Armee eingezogen werden kann?

Klaus-Jürgen Kleinert, Taucha

Nein, erst müssen Sie die Lehre beendet haben.

Zufallsbekanntschaft

Aus Langeweile habe ich mir Anfang 1965 eine AR gekauft. Weil sie mir gut gefiel, habe ich sie später abonniert. Ich finde die AR ganz prima. Auch heute noch.

Margot Götze, Waren

Und immer noch einmal ...

Eine Frage: Kann man als Mädchen auch in der NVA dienen?

Gaby Fleischmann, Zaßnitz

In begrenztem Maße werden auch Frauen und Mädchen als Soldaten auf Zeit eingestellt. Sie sind als Stenotypistinnen, Fernschreiberinnen oder Telefonistinnen tätig. Bewerben können Sie sich unter folgender Adresse: Nationale Volksarmee, 126 Strausberg, Postfach 8734.



Vignetten: Klaus Arndt



Philatelistisches

Ich besitze neben meiner Briefmarkensammlung eine Sammlung Sonderpostbeförderungen. Nun wäre es mein Wunsch, dafür einen Ersttagsbrief vom Manöver „Moldau" zu bekommen. Wer kann mir, einem älteren, schwerbeschädigten Genossen, diese Freude machen?

Kurt Schubert, 6852 Blankenstein, Straße des Friedens 182

Zählt der Dienstgrad?

Wie ist das, wenn man nach dem Wehrdienst zur Volkspolizei möchte: Zählt der bei der Armee erworbene Dienstgrad auch dort?

Heinz Dutschmann, Coswig

In der Regel werden die aus der NVA entlassenen Genossen in der Volkspolizei mit dem gleichen oder einem vergleichbaren Dienstgrad eingestellt.

Wiedersehn ist wunderschön

Vor einiger Zeit hatten wir ein Reservistentreffen. Nach zwei Jahren sahen sich nun alle „Ehemaligen" wieder. Besten Dank besonders Stabsobermeister Thierfelder und Meister Seifert. Es war großartig!

Stabsmatrose d. R. Biermann, Aschersleben

DV 10/3

Neulich las ich in der AR von einer DV 10/3. Was ist das?

Wilfried Arker, Mühlhausen

Das ist die Innendienstvorschrift der NVA.

C. W. sucht R. B.

Bitte hilf mir und meinem Mann, unseren gemeinsamen Freund wiederzufinden: Unterleutnant Rainer Barthel. Mein Mann war mit ihm zusammen an der Offiziersschule „Rosa Luxemburg".

Christine Weinert, 95 Zwickau, Reuterweg 28



Oberfeldwebel Buchheister fragt: Zwei ältere Reisende beklagten sich kürzlich über das Benehmen einiger Soldaten und behaupteten, die heutigen Soldaten seien schlechter als früher. Mich haben diese Rüpeleien zwar auch geärgert, aber ist das wirklich so?

Oberst Richter antwortet

Es ist schon Tradition, daß ältere Menschen leicht zu einem solchen Vorurteil neigen. Und die jungen ihrerseits in Bausch und Bogen darüber empört sind.
Aber von den Ungezogenheiten einiger Soldaten während einer Urlaubsfahrt gleich auf die militärische Qualität aller Soldaten zu schließen, geht denn doch ein bißchen weit. Ein solches Urteil ist ungerecht. Trotzdem, auch mich ärgert es sehr, wenn sich Uniformierte in der Öffentlichkeit schlecht aufführen oder sonstwie die Ordnung verletzen. Doch gleichzeitig sollten wir uns alle – die Alten wie die Jungen – sowohl vor unzulässigen Verallgemeinerungen als auch vor einer ebensolchen Dramatisierung solcher Erscheinungen hüten – aber auch vor schädlicher Nachsicht!
Ja, und dazu möchte ich einige Worte sagen: Das erste Wort an diejenigen, die aus meiner Sicht urteilen. Wir sollten alle – sowohl als militärische Vorgesetzte wie als Partei- und FDJ-Funktionäre – viel unnachsichtiger und unduldsamer sein, wenn sich einige Armeeangehörige öffentlich schlecht aufführen oder die Ordnung verletzen. Oft ist dabei Alkoholmißbrauch die Ursache. Das sollte aber bei der Ahndung keinesfalls mildernd, eher erschwerend berücksichtigt werden. Nur so helfen wir unseren jungen Freunden, auf die richtigen Männerbeine zu kommen. Der Virus Rüpelhaftigkeit verbreitet sich manchmal wie eine Epidemie, wenn nicht mit der ganzen Skala der Heilmittel, von der freundschaftlichen Überzeugung bis zum harten Zwang, dagegen eingeschritten wird. Auf der Grundlage der Dienstvorschriften zu belehren, ist das eine, aber das kann nicht reichen. Unsere jungen Soldaten sind keine Kinder mehr, denen man mit Großmut begegnen kann. Sie haben ein Recht darauf, als reife Erwachsene respektiert zu werden. Deshalb müssen wir Störenfriede mit allem Ernst darauf hinweisen, daß ihnen für ihr Betragen dann auch das volle Gewicht der Verantwortung zufällt.
Das zweite Wort an die jungen Genossen, vor allem an die, die es angeht: Verwechselt bitte „frei von Dienst und Kaserne" nicht mit „frei von Moral und Ordnung". Letzteres braucht Ihr immer. Überall und immermehr. Von Eurer militärischen Qualität will ich hier nicht reden. Da seid Ihr voll da. Aber auch politisch-moralisch seid Ihr mit vollem Recht bessere Soldaten. Schon deshalb, weil die Verhältnisse besser sind als früher – nur, jeder einzelne muß sich eben aufführen wie ein Soldat von heute – wie einer von uns! Wie ein guter Sohn unserer Klasse!
Deshalb, liebe Genossen, nehmt Euch die Freiheit, anständig, höflich und sympathisch zu sein, so wie Ihr es auch selbstverdient habt, daß man Euch so gegenübertritt. Setzt diese Moral selbst in Euren eigenen Reihen durch und beweist den Vorurteilsvollen Euer Bessersein!
Nun hat das neue Ausbildungsjahr begonnen. Es wird für viele junge Soldaten nicht wenig Situationen bringen, da diese nur unter Aufbietung aller ihrer körperlichen, geistigen und moralischen Qualitäten den Forderungen gerecht werden, die der Dienst von ihnen verlangt.
Ich wünsche jedem einzelnen, daß er sich dabei bewährt, wie es sich für einen Volkssoldaten gehört. Im und außer Dienst.
Möge jeder deshalb auch im kommenden Festtagsurlaub viel Freude haben – und andere an ihm auch!
Viel Glück und Gesundheit im neuen Jahr!

Ihr Oberst





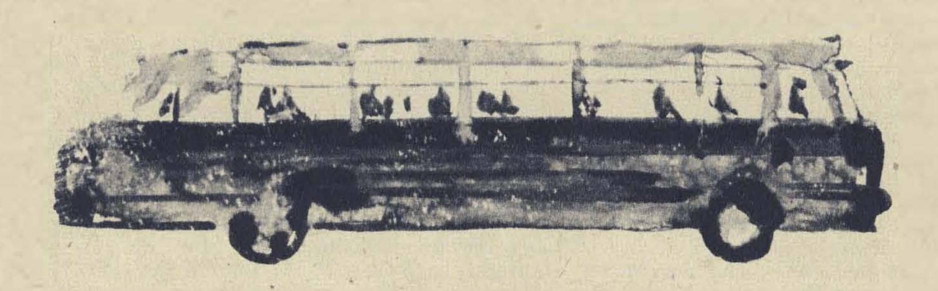
Bange Abendminuten

Eine Erzählung von Rolf-Peter Bernhard

Es ist sieben.
Um sieben will er kommen.
Aus dem nächsten Omnibus wird er steigen. Er wird den Platz überqueren, direkt auf unser Haus zugehen. Zweihundert Schritte sind es, vielleicht auch mehr.
Der „Ikarus" kurvt vor die Haltestelle, stoppt, fährt wieder an. Drei Frauen steigen aus, ein alter Mann, ein paar Kinder.
Ich schaue auf die Uhr. Meine Hände zittern. Es ist sechs Minuten nach sieben.
Der zweite Bus bringt ihn nicht, auch nicht der dritte, nicht der vierte.
Ich rücke den Leuchter zurecht.
Wäre es vielleicht besser, ihn wieder fortzunehmen? Macht Kerzenschein sentimental? Was ist das überhaupt – sentimental?
Sechsunddreißig Stunden sind vergangen, da er mir beim Abschied sagte, er komme wieder, er komme am Dienstagabend um sieben.
In sechsunddreißig Stunden kann der Mensch Entschlüsse fassen und Entschlüsse wieder verwerfen ...
Der sechste Bus braust davon. An der Haltestelle ist es leer geblieben.
Ich gehe ins Schlafzimmer. Ich beuge mich über das Kinderbett, lausche dem ruhigen Atmen. Sanft streiche ich dem Mädchen über das Haar.
Nein, nein. Wenn auch er nicht wiederkommt, du bist nicht schuld. Ich konnte dich nicht länger verschweigen. Ich wollte es nicht. Ich durfte es nicht. Du bist doch ich, ich bin doch du. Wenn er dich nicht will, bekommt er auch mich nicht.
Der siebente Bus bremst.
Ein Hauptfeldwebel ist selten Herr seiner Zeit. Oft schon hat sich Achim verspätet. Auch vergeblich hat er mich schon warten lassen. Müssen. Aber heute?
Vier Monate schon kennen wir uns. Er ist anders als alle anderen Männer. Wer wartet vier Monate, um zum ersten Mal ...
Den anderen kannte ich vier Tage. Er imponierte mir. Nicht wegen des Geldes, nicht wegen des Sekts. Abiturientinnen haben oft ein gutes Zeugnis; und dennoch ... Der so mondän scheinenden kleinen Verkäuferin, der redegewandten kessen Verkäuferin wäre das nicht passiert. Oder doch?
Warum kennt man am wenigsten sich selbst?
Als Mutter noch lebte, da war auch alles noch leichter. Nun aber?
Ein Kind sollte nicht ohne Vater aufwachsen. Ich bin es. Mein Vater ist gefallen. Viele Väter sind gefallen, ohne daß sie ihre Tochter, ihren Sohn jemals sahen.
Ich mag nicht länger am Fenster stehen. Aber ich bleibe stehen.
Bevor ich Achim begegnete, hatte ich die zweite, die größere Enttäuschung. Mein Gesicht war zu offen. Der Mann sprach wie ein Jurist. Er erzählte in Beispielen. Seine Beispiele waren er selbst. Meine Liebe erfror.
Wird sie wieder erfrieren?
Vorgestern regnete es. Mich fröstelte.
Achim hatte keinen Mantel. Sollten wir da vor der Haustür stehen?
Er hatte schon lange darauf gewartet.
Ich brühte uns einen Kaffee. Auch Kognak hatte ich noch.
Er fühlte sich gleich wie zu Hause. Als ich wieder ins Zimmer kam, spielte leise das Magnetofon. Warum so leise, fragte ich mich. Aber ich war ihm dankbar dafür.
Ich ging ins Schlafzimmer. Mein Mädel hatte die Händchen zu Fäusten gemacht und sie auf das Kissen gewinkelt.
‚Sei hübsch brav', flüsterte ich.
Ich wußte nicht, wie ich ihm, meinem Achim, nun alles erklären sollte. Aber ich wußte, daß ich es mußte.
Schon als ich die Tür aufschloß, hatte ich mich vollends für ihn entschieden. Und dann hatte ich mir Zeit gelassen, alles noch einmal zu überdenken. Das Kaffeewasser brachte ich auf die Sparflamme. Ich schüttete verspielt die Bohnen in die Mokkamühle, obwohl es im Schlagbecher genügend Pulver gab.
Er war so anders.
Selbst der Kognak nahm ihm nicht die Scheu, die ich noch nie bei einem Manne bemerkte. Es kränkte mich sogar ein wenig, daß er so schüchtern blieb.
Ich gefiel ihm doch.
Und ich hatte mich sorgfältig gekleidet.
Alles, was für mich mein Schönstes war, hatte ich mir angezogen. Auch unter dem Kleid. Dabei wußte ich gar nicht, daß es regnen, daß ich mich entscheiden würde.
Manches tut man unbewußt.
Wir küßten uns. Wir tanzten. Die Musik war leise. Zu leise. Sprach er mit mir, hörten wir sie kaum. Er griff mit der Linken zum Tonregler. Er war ein wenig hastig.
‚Bitte', sagte ich, ‚nicht so laut. Sie ist es nicht gewohnt.'

▶

Ich war über meine Worte erschrocken. Er aber fragte ganz harmlos: ‚Wer?'
Was blieb mir da übrig?
‚Ich will es dir sagen, aber lasse mir Zeit.' Er ließ mir Zeit. Ich ärgerte mich über meine Bitte. Sie zwang mich zur Antwort.
‚Du hast nie danach gefragt. Aber gerade du mußt es wissen', sagte ich sehr leise.
Er lächelte, zog mich auf den Schoß, küßte mich auf die Augen. Daß ein Mann Augen küßt, hatte ich nie gewußt. Ich hatte ja auch nur zwei Männer gekannt. Leider zu gut. Beide. Meine Augen waren schon immer zu offen. Zu offen?
‚Im Nebenzimmer schläft ein Kind', sagte ich, ‚es ist meines.'
Ich habe sein Gesicht betrachtet, jede Regung, vor allem die Augen.
Er schwieg. Sein Schweigen schien mir unendlich. Dann aber fragte er:
‚Wie heißt es denn?'



Ich war verblüfft. Diese Frage hatte ich nicht erwartet. Selbst nicht von Achim. Und ich kannte ihn vier Monate. Eine lange Zeit für ein Mädchen, das längst nicht nur verliebt ist.
‚Yvonne.'
‚Yvonne?' fragte er zurück. ‚Ein Mädchen also.'
Dann schwieg er wieder.
Wortlos goß ich Kognak in die Gläser.
Wir tranken.
Wortlos.
‚Wie alt ist sie?'
‚In zwei Tagen wird sie zwei Jahre.'
Und er fragte nicht, wer der Vater sei – mein „Jurist" nannte ihn immer den Erzeuger –; er wollte nicht wissen, ob oder weshalb ich diesen Mann nicht mehr liebe. Er schaute mich nur an, lange und schweigend. Dann küßte er mich.
‚Darf ich sie sehen, deine Yvonne?'
Ich sagte nichts, und ich nickte auch nicht. Mir schien alles unvorstellbar.
Er ging ans Bettchen. Er lauschte dem Atmen des Kindes. Er strich ihm sanft über das Haar.
‚Sie gleicht dir. Nein, verzeih', sie erscheint mir noch schöner.'
Mir wurden die Augen feucht.
Bin ich wirklich sentimental? Oder darf ein Mädchen von fast dreiundzwanzig Jahren weinen? Wegen eines warmen Wortes?
Wir haben das Zimmer nicht wieder verlassen. Erst am frühen Morgen. Als er dann ging, als er gegangen war, stand ich hier, hinter diesem Fenster . . .
Wieder fährt ein Omnibus vor. Gleich ist es acht. Wenn er wirklich wiederkommt, dann muß er jetzt wohl doch kommen.
Da! Ein Uniformierter steht an der Station. Er schaut sich ein wenig ratlos um. Nein, das kann er nicht sein. Er ist doch schon so oft mit mir diesen Weg gegangen.
Er kommt nicht mehr.
Heute abend nicht.
Wohl nie mehr.
Yvonne.
Warum habe ich den Wein gekauft. Warum habe ich die Flasche entkorkt?
Leise plätschert der Riesling ins Glas. Der Flaschenhals stößt gegen das Kristall. Meine Hand zittert wieder. Noch immer.
Noch nie habe ich Wein allein getrunken. Er schmeckt mir auch nicht.
Ob ich den Leuchter fortstelle?
Werde ich nie erwachsen sein? Werde ich immer ein Mädchen bleiben, das längst Mutter ist, also Frau?
Gleich ist es acht.
Ich bin am Tage nicht einsam. Ich habe meine Pioniere, meine Lehrerkollegen, meine Genossen.
Aber wen habe ich, wenn Yvonne schläft? Lesen und studieren, studieren und lesen. Musik hören, ernste und heitere. Ins Theater gehen. Ins Kino. Nachts schläft man.
Mutter war auch allein.
Bin ich ein Mensch wie Mutter?
Sie hat mich erzogen. Als Yvonne geboren war, brachte sie mir Blumen.
Von ihm habe ich nie wieder gehört.
Es hat wohl jeder Mensch ein wenig Scham.
Aber kommt da nicht jemand die Treppe herauf? Die Schritte verhallen.
Ich werde herunterlaufen müssen. Vielleicht ist schon die Haustür verschlossen . . .
Noch immer stehe ich am Fenster. Noch immer



Illustration: Wolfgang Würfel

schaue ich zur Haltestelle. Die Busse zähle ich nicht mehr.
Er wird nicht kommen.
Will er es nicht?
Er hätte vorgestern wieder gehen sollen.
Es hätte mir weh getan.
Ich habe das Glas nur halb geleert. Sollte ich lieber Kognak trinken?
Ein Glück, daß ich nicht rauche. Das Zimmer wäre längst blau nach dieser vollen Stunde. Ist es schon acht?
Noch nicht ganz. Noch fehlen ein paar Minuten.
Wieder fährt ein Bus davon, ohne ihn gebracht zu haben.
Warum stehe ich immer noch hinter dem Fenster?
Warum?
Hat es geklingelt?
Es klingelt.
Ich streiche mir den Rock glatt, zupfe an der Bluse, blicke über die Flurgarderobe in den Spiegel.
‚Entschuldige', sagt Achim.
Ich will nichts hören, ich will nichts wissen. Er ist da.
Er ist gekommen.
Eine Rose hat er mir gebracht. Eine Rose.
„Eine alte Frau hat sie mir geschnitten. Vom Vorgartenbeet. Sie hätte mir wohl auch drei gegeben. Ich aber wollte nur die eine."
Er küßt mich.
Ich geleite ihn in das Zimmer. Ich habe vergessen, die Kerzen anzuzünden. Er reicht mir ein Zündholz.
„Yvonne schläft?" fragt er.
Ich nicke.
Er nimmt ein in Seidenpapier gewickeltes Etwas aus der Tasche und geht ins Schlafzimmer. Ohne mich zu fragen.
Ich husche in die Küche. Seltsam, ich bin so unbeschwert, so leicht, so heiter.
Ich lasse mir keine Zeit. Es dauert zu lange, bis das längst erhitzte Wasser kocht.
„Du hast sehr gewartet?" fragt Achim.
Ich antworte nicht, aber schüttle den Kopf, ohne daß ich es will. Höflich zu sein, wird anerzogen. Oft wirkt es unecht. Sich selber gegenüber.
Er gießt Wein in die Gläser. Der Kerzenschein spiegelt sich darin.
Wir trinken.
Ich möchte ins Schlafzimmer schauen. Wie soll ich es anstellen? Eine Mutter guckt oft nach ihrem Kind. Nun aber . . .
Yvonne schläft. Im Arm hält sie einen schwarzweißen Teddybären.
Yvonne wurde heute zwei Jahre alt.





kelette ausgebrannter Fernlinienbusse. Längs der Straße Reihen frischer Grabhügel, emporgewachsen nach dem üblichen nächtlichen Angriff amerikanischer Luftpiraten.

In den Baumkronen die rote Kuppel eines Fallschirms und die froschähnlichen Bewegungen des in den Leinen baumelnden amerikanischen Piloten.

Von Detonationen betäubte schwarzköpfige vietnamesische Kinder, die sich mit ihren kleinen Fäustchen Tränen der Angst und des Schmerzes auf den Gesichtern verschmieren und flehentlich rufen: „Onkel Soldat, Onkel Soldat, fang doch das Scheusal!"

Aber neben Leiden und Tod trifft man auf diesen Straßen der Demokratischen Republik Vietnam, die zur Front geworden sind, auf viele Beispiele stillen Heldentums – vollbracht von den Herren dieser Straßen, den Pionieren.

Es war unweit von Yen bai. Im matten Scheinwerferlicht war nur ein Stückchen der Straße zu sehen. Vor einer Stunde noch hingen über diesem Gebiet Fallschirmleuchtraketen, war Geschützfeuer zu hören, detonierten Bomben.

Jäh bremste unser Wagen. Ein Soldat tauchte auf, der energisch die Arme schwenkte und uns irgend etwas zuschrie. Ich verstand nur das Wort „Blindgänger". Schnell legten wir den Rückwärtsgang ein. Etwa fünfzig Meter weiter vorn warfen zwei Pioniere mit vorsichtigen Bewegungen Erde aus einem tiefen Trichter. Die Bombe war drei Meter tief in den Boden eingedrungen. Alle hielten den Atem an, und qualvoll langsam zogen sich die Minuten hin. Dann flog endlich ein metallener Gegenstand über den Rand des Trichters – der Zünder. Kurz darauf sahen wir auch den Pionier, der die Bombe entschärft hatte: Breite Backenknochen, jung, ein schwarzer Haarschopf, ein pfiffiges Lächeln in den Augen und Schweißtropfen auf der Stirn.

Später sah ich sein Bild in den Zeitungen. Nong van Viet war als Delegierter des Jugendkongresses der Armee nach Hanoi gekommen. Nong stammt aus dem Volk der Tai. Vor der Armeezeit war er Arbeiter in den Zinngruben von Cao bang. Als man die Jugend zum Eintritt in die Armee aufrief, meldete sich Viet als einer der ersten. Doch die Ärztekommission fällte ein strenges Urteil: Untauglich für den Militärdienst. Als Viet seinen Namen nicht in der Einberufenenliste fand, trug er ihn selbst ein.

Natürlich bemerkte man die Fälschung und lud Viet vor das Militärkomitee. Dort hielt er jedoch eine so leidenschaftliche Rede, daß die Komiteemitglieder auf alle Formalitäten verzichteten und ihn nun selbst in die Liste der Diensttauglichen eintrugen.

Für Viet begann das harte Soldatenleben. Er lernte ein Kraftfahrzeug zu lenken, aber auch Pontonbrücken und Bambusbrücken zu bauen. Das Schicksal führte ihn aus einer Provinz in die andere, von wasserrei-



chen Flüssen zu reißenden Gebirgsbächen, von Hauptverkehrsstraßen zu schmalen Feldwegen.

Einmal warfen amerikanische Flugzeuge auf dem Reisfeld einer Genossenschaft Kugelbomben ab. Mehrere dieser an Ananasfrüchte erinnernden, mit Hunderten kleinen Metallkügelchen gefüllten Sprengkörper blieben als Blindgänger auf dem Feld liegen. Die Reisernte war in vollem Gange – aber die Bauern konnten das Feld nicht betreten. Niemand kannte die Konstruktion der Kugelbomben.

Nong van Viet meldete sich als erster zum Entschärfen. Aus der Deckung heraus zerschoß er einige Bomben mit dem Gewehr, um aus den Splittern eine Vorstellung über ihren inneren Aufbau zu gewinnen.

Dann hielt er eine der Bomben in der Hand. Er tastete nach dem Zünder. Ein Mechanismus knarrte kaum hörbar im Innern. Doch da hatte Viet den Zünder schon entfernt. Das Knarren verstummte – die Bombe war nun ungefährlich.

Einige Minuten später zerlegte Viet schon die restlichen Kugelbomben und erklärte seinen Genossen ihre Wirkungsweise – als ob nichts gewesen wäre.

Viet entschärfte Blindgänger und Zeitzünderbomben auf vielen Straßen. Mit seiner Abteilung grub er Blindgänger auf einem Schulhof aus. Er verrichtete Dienst auf Beobachtungspunkten, wo die abgeworfenen aber nicht detonierten Bomben des Feindes registriert werden. Einige Male war er verschüttet, taub geworden und verwundet. Doch seinen Dienst nahm er immer wieder auf.

„Die südvietnamesischen Genossen kämpfen furchtlos von Angesicht zu Angesicht mit den feindlichen Soldaten“, sagte Viet auf dem Jugendkongreß. „Bei uns Pionieren sind die Straßen das Gefechtsfeld, und feindliche Sprengkörper sind das Angriffsobjekt. Wenn einer von uns fällt, so stirbt er eines ruhmvollen Todes, er stirbt im Kampf mit den amerikanischen Aggressoren.“

Bescheiden und unauffällig verrichten die vietnamesischen Pioniere ihre Arbeit. Sie sind weit weniger bekannt als die Raketensoldaten und die Flakartilleristen, als Flugzeugführer und Angehörige der Volksmiliz, die unmittelbar die Angriffe der amerikanischen Luftgangster abwehren. Dennoch leisten sie im Kampf des vietnamesischen Volkes um seine Freiheit keinen geringeren Beitrag als ihre Genossen.

E. Kobelew



Niemals wieder wird dieser amerikanische Luftpirat, der von vietnamesischen Flakartilleristen (Bild links) abgeschossen wurde, Straßen und Orte in der Demokratischen Republik Vietnam mit Bomben belegen.





„MOLDAU"-Reminiszenzen

Von Oberstleutnant Kurt Erhart

Manöver-Erinnerungen für die Leser der „Armee-Rundschau" sollte ich aufschreiben. Was erzählen? Berichte ich von den ausgezeichneten Leistungen der tschechoslowakischen und sowjetischen Flieger?; vom Freundschaftstreffen im Jihtex, dem großen Textilwerk?; von den pfiffigen Ungarn, die an unsere Soldaten schärfsten Paprika verteilten . . . ? Schreibe ich von Jirka, dem Reservisten, oder . . .
Der Platz reicht für all die Erlebnisse nicht aus, also schreibe ich vom Wichtigsten, von der Brüderlichkeit und der Freundschaft, über das gemeinsame Gefecht im Frieden, damit es den Krieg nicht gibt.

In langen Kolonnen kamen sie über den Paß des Erzgebirges. Staubfahnen zeichneten ihren Marschweg. Erwartungsvoll blickten junge Gesichter unter den grauen Stahlhelmen. Oben auf dem Kamm blies der Wind herbstlich kühl; wie wird der Empfang unten im Tal sein?
Der Wegweiser sagt: Nejdek 3. Also noch drei Kilometer, dann wissen wir's.
Die ersten Häuser auf tschechoslowakischem Gebiet, etwas einsam wirken sie am Hang. Aber sie stehen nicht abseits vom Geschehen. In den Blumenkästen, wo sich die Geranien bauschen, flattern Fähnchen. Rote, schwarzrotgoldene mit unserem Staatswappen und blauweißrote. Die Telegrafenstangen sind mit Girlanden umwirkt, dazwischen Tafeln mit dem tschechischen Willkommensgruß „Vitame vás".
Das Spitzenfahrzeug verhält. Rast? Ja, erzwungene Rast. Nejdek öffnet seine Tore für die Soldaten der Nationalen Volksarmee, Nejdeks Bewohner öffnen ihre Herzen.
Blumen, Grüße, Zurufe, Geschenke. Zehn Hände müßte man haben, um alle Grüße zu erwidern. Nach alter slawischer Sitte wird Brot und Salz dargeboten. Wer das erhält, wird als eigener Sohn betrachtet.
Als eigener Sohn! Das muß man zweimal lesen, um richtig den tiefen Sinn zu verstehen. Deutsche Soldaten werden von Menschen umarmt, die im Namen Deutschlands gepeinigt und getreten wurden. Aber die da 1966 mit gepanzertem Fahrzeug, mit MPi und Kanone kommen, sind nicht jene von einst und auch nicht die von heute, die nach Grenzveränderungen schreien und von sudetendeutschen Rechten faseln. Die Soldaten der Nationalen Volksarmee, die in Nejdek, Ostrov, Cheb, Pisek und wer weiß wo noch den Bruderkuß erhielten, sprechen von Böhmen, sagen Genosse, Waffenbruder.
Sie kamen nicht als Eroberer – aber sie eroberten die Herzen der Bewohner Böhmens.
Unteroffizier Hebold spricht für viele seiner Genossen: „Es ist einfach unvorstellbar, wie wir begrüßt wurden. Nichts deutete auf ‚organisiertes' Winken hin. Alles kam aus dem Herzen. Man sah, daß das Volk wohl zu unterscheiden versteht zwischen Deutschen und Deutschen."

„Am besten ist es, Sie steigen bei mir mit ein", sagt Hauptmann Robok, „da können Sie das Gefecht gut verfolgen. Außerdem haben Sie die Möglichkeit, über Funk die einzelnen Befehle mitzuhören."
Ein solches Angebot schlägt niemand aus. Also nichts wie hin zum Befehls-SPW.
Die Besatzung Schuster hat alle Hände voll zu



Es sind schon schmucke Burschen, die Soldaten aus der DDR, mag Helena sich denken. Jana dagegen scheint ihren Typ schon entdeckt zu haben.

tun. Abstimmen der Geräte, Verbindung mit den Nachbarn aufnehmen, die Bordsprechanlage überprüfen.

Wir erhalten neue Gäste, Schiedsrichter der Tschechoslowakischen Volksarmee. Nun wird es eng, aber Jarko, der Schiedsrichter weiß Rat. „No ja, setzen wir oben", meint er. Sein Funker packt das Gerät zwischen einen Werkzeugkasten und eine zusammengerollte Plane. Schiedsrichter und Journalist hocken sich daneben.

In der Panzerhaube knackt es. Ich schalte auf Empfang. „Achtung, Achtung, Motoren – anwerfen!" Das Kommando ist noch nicht verklungen, da poltert das starke Triebwerk schon los. Hinter uns steigt blauer Dieselqualm auf, die Panzer vibrieren.

In das „Voorwärts" des Bataillonskommandeurs platzt ein Knall – die rote Leuchtkugel fällt langsam zu Boden.

Festhalten, ist der erste Gedanke. Ruckend und schaukelnd setzt sich das Kettenfahrzeug in Bewegung. Rechts und links fahren die T 54 aus der Deckung. In Kompaniekolonne geht es Richtung „Gegner". Der Schiedsrichter spricht ab und zu mit dem Hauptschiedsrichter. Er gibt Uhrzeiten durch und Standortmeldungen.

Längst stört das Gedröhn und Holpern nicht mehr. Wichtig ist nur noch, wie fahren unsere den Angriff, wie werden die Mot.-Schützen handeln, wie wird die zweite Staffel eingeführt?

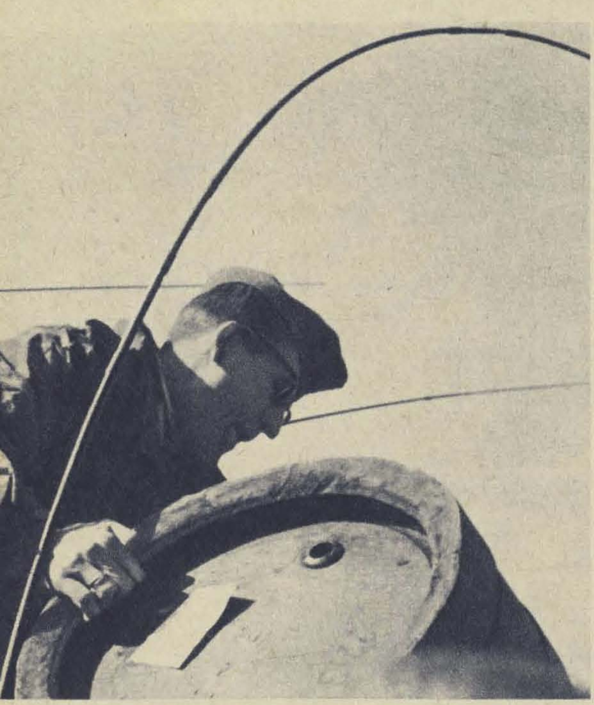
Die Panzer haben sich entfaltet, die Schützen gehen vor. Imitierte Granateinschläge detonieren. Die Hunderter donnern. Vor uns eine Riegelstellung mit starker Panzerabwehr. Befehle flie-



gen durch den Äther — darauf Kanonenkrachen. MPi- und MG-Geknatter ergänzt die „Melodie". Da wird der sonst so ruhige tschechoslowakische Hauptmann quicklebendig. Ein Blick zur Uhr, die zweite Staffel greift ein. Auf die Minute genau! Zufrieden registriert er das gute Zusammenwirken unserer Kräfte, gibt seine Meldung durch.
Der „Riegel" ist geknackt, die Mot.-Schützen sitzen während der Fahrt auf. Weiter, vorwärts. Das Begegnungsgefecht mit ungarischen Panzereinheiten steht uns bevor. Staubwolken, ein paar hundert Meter voraus, künden vom Nahen der dunkelgrünen Kampfwagen.
Salve auf Salve verläßt auf beiden Seiten die Rohre. Eindringlich spricht der Bataillonskommandeur ins Kehlkopfmikrofon: „Linker Flügel schneller, schneller!" Näher und näher kommen sich die Panzer, letzte Detonationen, der Pulverqualm verzieht. Ungarische und deutsche Panzer fahren aneinander vorbei.
Jetzt grüßen sich die Soldaten. Sie wissen: Wir „kämpften" in diesem Manöver gegeneinander, um im Ernstfall miteinander zu stehen. Dazu übten wir uns in der Handhabung der Waffen. Wir gehen alle als Sieger aus diesem Manövertreffen hervor.

Wie mag dem Sergeanten zumute sein? Das fragten sich die Beobachter der Luftlandung, als eine sowjetische ASU 85, kaum daß sie 100 m von der An-12 weg war, Kettenriß hatte. Aber der Kommandant Juri Lebedew konnte nicht lange überlegen. Sein Panzer blockierte den Marschweg der schweren Technik. Schnell hatten die Regu-





Lieben Freunden kann, nein, darf man nichts abschlagen. Also rauf mit dem Faß Bier auf den SPW. Irgendwann wird Gelegenheit sein, es mit den Waffenbrüdern zu leeren.

Ob sie sich an die Gesichter der deutschen Soldaten erinnern, denen sie Paprika zu kosten gaben? Für den echten Ungarn ist das Gulyas ohne Paprika undenkbar. Auch zur Marschverpflegung der Soldaten gehörte es.



lierer die Situation erfaßt und leiteten die Fahrzeuge sicher um.
Juri und seine Genossen wechselten in fieberhafter Eile die geborstenen Kettenglieder aus. Dumpf hallten die Hammerschläge, der Schweiß rann unter der dicken Haube hervor. Zwölf Minuten waren verflossen, als der Motor des Luftlandepanzers aufheulte. Mit einem Satz fuhr er an und rasselte seiner Einheit nach.
Nach zwei Tagen sahen wir bei einem Freundschaftstreffen die sowjetischen Genossen wieder.
„Wie war es, was sagte der Kommandeur?"
„Was sollte er schon sagen", meinten die Panzersoldaten mit den blauen Schulterstücken, „es war eine kleine Einlage. Auch im Gefecht kann ein Kettenriß auftreten. Und dann heißt es in kürzester Zeit den Schaden beheben. Das haben wir eben manövermäßig mit geübt."

Bauern einer großen LPG mit Namen „Durchbruch" haben Soldaten aus allen vier Armeen eingeladen. „Wir heißen euch, Jungens, in unserem Dorf herzlich willkommen", begrüßt der Vorsitzende die Gäste. Wieder das liebe Wort „Jungens". Wie oft haben wir es wohl gehört? Ich konnte es nicht zählen.
„Ihr habt das Manöver beendet, morgen geht es zur Parade. Dort zeigt ihr die gute Militärtechnik unserer Armeen. Aber auch wir können euch eine Parade bieten." Und auf einen Wink des Vorsitzenden setzt sich eine Kolonne Schlepper, Traktoren, Mähdrescher und Erntemaschinen in Bewegung. Stolz lenken die Maschinisten ihre Technik um den Dorfplatz. Der Beifall der Soldaten begleitet sie.
Am Abend geht es hoch her. Die Gastgeber überschütten die Soldaten förmlich mit Geschenken. In all dem Trubel – Kapellen spielen, Paare tanzen, an verschiedenen Tischen wird gesungen – sitzen wir, tschechoslowakische, sowjetische und deutsche Soldaten, mit dem Leiter der Oberschule des Ortes beim ernsten Gespräch.
Jiři Svoboda gehört zu jenen tschechischen Patrioten, die laut und vernehmlich ihr Nein zum Verrat ihrer Bourgeoisie und zum Faschismus sagten.
Dafür sperrten ihn die Nazis zwei Jahre lang ein, in Dunkelhaft und in Ketten. Später brachten sie ihn ins KZ Dachau.
Jiři erzählt uns das alles ruhig und sachlich. Als er uns Deutsche bittet, alles, aber auch alles zu tun, damit es niemals mehr Krieg und Elend gibt, treten ihm die Tränen in die Augen.
Dann nimmt er einen Sowjetsoldaten in die Arme, drückt ihn an die Brust, streicht einem ganz jungen tschechischen Gefreiten über das Haar, um mit gleicher Herzlichkeit den am nächsten stehenden Deutschen zu umarmen.
Wir gehen aus dem Saal. Draußen Lachen und Scherzen. Jiři weist auf das Kulturhaus, den Dorfanger, die neuverputzten Häuser: „Das darf nie einem Krieg zum Opfer fallen." Nein, Genosse, das darf und wird nicht sein. Dafür stehen wir gemeinsam auf Wacht. Ihr Bürger Böhmens habt es in Deutsch auf die Spruchbänder geschrieben:
„Gemeinsam im Frieden – gemeinsam im Kampf! So werden wir siegen!"

▲
Die Grenzstädte südlich des Erzgebirges, hier die Stadt Ostrov, empfingen unsere Truppen ebenso herzlich wie die Orte in der Slowakei sowjetische und ungarische Einheiten begrüßten. Naše hoši – unsere Jungen – nannten die Leute die Soldaten, ohne Unterschied der Nationalität.

„Greift nur zu, Jungens", war allerortens die freundliche Aufforderung. Brot und Salz als Willkommensgabe, Weißgebäck und Süßigkeiten als Gastgeschenk, das und vieles mehr entboten die Einwohner der böhmischen Städte und Dörfer den Soldaten der befreundeten Armeen.
▼

Cornelius spielt am besten Klavier

Von H. Hentrich und H. Huth

Von Beruf ist er (auch) Musikalienhändler. Überhaupt ist an ihm ein großer Musiker verlorengegangen. Er hat das Konservatorium absolviert, spielt noch heute (zumindest öffentlich) Klavier und liebt Schuberts „liebliche Forelle". Seine Liebe gehört darüber hinaus – dem Rhabarbersaft, den er (offenbar seine einzige Schwäche) auch seinen Gästen als einziges Getränk anbietet.
Von der Figur her ist er klein, unauffällig, und mit seiner hellen Hornbrille sieht er (bestenfalls) wie ein Professor aus, aber nie und nimmer wie der höchste Offizier seines Staates.
Die Rede geht von Generalleutnant de Maizière, seines Amtes Generalinspekteur der Bundeswehr, dem (nach eigenen Worten) seine Bindung als bewußter, evangelischer Christ „moralische, ethische Maßstäbe setzt".
„Herr Gott noch mal, was haben die Leute also nur gegen die Bundeswehr?" muß der biedere Bundesbürger nach Lektüre der Zeitungs-Biographien ausrufen.

Einst im Mai

Erst seit wenigen Tagen schweigen die Waffen – es ist Anfang Mai 1945.
Auf dem Berliner Flughafen Tempelhof landet – aus Nordwesten kommend – ein kleines Verbindungsflugzeug. Ein Offizier in Wehrmachtsuniform entsteigt, salutiert und stellt sich den wartenden sowjetischen Offizieren vor:
„Oberstleutnant im Generalstab de Maizière. Ich komme auf Befehl des Oberkommandos der Wehrmacht." Ab geht die Fahrt zum sowjetischen Armeestab nach Karlshorst . . .
Wer ist dieser de Maizière? Wer kennt ihn schon? Keitel, der in Nürnberg gehenkte Feldmarschall und Kriegsverbrecher kannte ihn. Er schrieb in seinen Lebenserinnerungen:
„Die Heeresgruppe des Generals Hilpert im Baltikum (Kurland) war durch Major de Maizière unterrichtet worden . . . de Maizière brachte mir den letzten Gruß meines Sohnes Ernst-Wilhelm, den er vor seinem Rückflug nach Flensburg noch gesprochen hatte."
Seit 1942 war de Maizière junger Generalstabsoffizier in der Organisationsabteilung des Generalstabes. Sein unmittelbarer Vorgesetzter: Heusinger. Offiziere dieser Abteilung, mit denen er täglich zusammentraf: Stieff, Stauffenberg, Mertz von Quirnheim. Diese drei kamen nach dem mißglückten Putschversuch an den Galgen, de Maizière auf den Posten des 1. Generalstabsoffiziers der Operationsabteilung im OKH. In dieser Funktion ist er 1945 für den Arbeitsablauf im Berliner „Führerbunker" verantwortlich. Vorher, Ende 1944, hat er an den Plänen zur letzten, verzweifelten, verbrecherischen Offensive der Wehrmacht, der Ardennenoffensive, geschmiedet.
Die Ardennenoffensive hat längst Schiffbruch erlitten, im Berliner Führerbunker stöbern sowjetische Soldaten und Offiziere nach Dokumenten und Souvenirs, der „Führer" selbst liegt – angekohlt – in einem Granattrichter. – Was will de Maizière noch in Berlin?
Er kommt aus Flensburg. Dort genießt mit englischen Gnaden die von Hitler als Nachfolgerin bestimmte „Regierung Dönitz" eine Galgenfrist. Offiziell bringt de Maizière die für die Kapitulation notwendigen Dokumente. Doch bereits eine erste Durchsicht ergibt, daß die Unterlagen weder Stärke noch die Verteilung der Truppen enthalten. Dafür versucht de Maizière zu erreichen, daß die Flensburger „Regierung" alle zerstreuten Teile der Wehrmacht vereinigen kann. Sie wollen mit Winkelzügen Anerkennung und vor allem Zeit gewinnen.
Vielleicht – das ist der Strohhalm, an den sie sich klammern – geraten der Osten und Westen doch noch aneinander.
Erst vor ein paar Tagen, am 1. Mai hatte in der Wilhelmstraße der letzte Chef des Generalstabes, Krebs, um Anerkennung für seine „Regierung Goebbels" ersucht, die noch über 1000mal 500 Meter Boden besaß. Als auch dieser letzte Versuch gescheitert war, griffen sie zu Gift und Pistole. Auch die Mission des Oberstleutnants im Generalstab de Maizière mußte scheitern.

Paris träumt nicht nur von Liebe

Man schreibt 1952, das Jahr, da die Amerikaner in Korea mit Pestbazillen den „verlorenen Sieg" aus dem Feuer reißen wollen.
„Ein kleiner, unauffälliger Herr mit heller Hornbrille verließ am 13. Februar den Gare du Nord in Paris. Er war eben mit dem D-Zug aus Köln angekommen. Am nächsten Tag fuhr ihm ein nicht gelinder Schrecken in die Glieder, als 7000 Kommunisten auf dem Place d'Opéra gegen seine Anwesenheit demonstrierten und schließlich mit Polizei und Nationalgarde in eine heftige Prügelei gerieten."[1]
Wer war dieser unauffällige Herr?
„Er war, als Heusinger und Dr. Speidel in Paris noch nicht als opportun galten, der erste deutsche

Sachberater bei den europäischen Verteidigungsberatungen."[1]

Eine Karikatur in der „Humanité" dieser Woche kennzeichnete die Mission dieses „ersten deutschen Sachberaters" sehr viel deutlicher: Tarnkleidung, darauf die Schrift „europäische Verteidigung", darunter einen deutschen Landsknecht mit Wehrmachtsstahlhelm.

Der „erste deutsche Sachberater" hieß übrigens de Maizière ...

1947 war er Musikalienhändler geworden. 1951 taucht sein Name plötzlich im Munzinger-Archiv auf, einer Blattsammlung von Lebensläufen nennenswerter Persönlichkeiten. Am 10. März 1951 heißt es dort:

„Im Januar 1951 wurde de Maizière in die ‚Dienststelle zur Unterbringung der alliierten Besatzungstruppen' nach Bonn berufen."

Vom Musikalienhändler zum Quartiermacher für den GI? Warum auch nicht.

Am 9. März 1963 heißt der gleiche Satz im Munzinger-Archiv jedoch:

„Im Januar 1951 wurde de Maizière in die Dienststelle Blank nach Bonn berufen."

In der Dienststelle Blank saßen Heusinger, Speidel und Kielmannsegg. Sie hatten sich in der ersten Oktoberdekade mit insgesamt 15 ehemaligen deutschen Generalen in einem Eifelkloster getroffen. Dort war auch die Zahl von 12 deutschen Divisionen genannt worden.

Über die Aufgaben der Dienststelle Blank oder der „Dienststelle zur Unterbringung der alliierten Besatzungstruppen" plaudert de Maizière 1965 zu einem Fernsehreporter:

[1] „Die Welt", Hamburg, 31. 3. 52.

„Um die Jahreswende 1950/51 bekam ich einen Brief aus der Dienststelle Blank, den hatte der Graf Kielmannsegg verfaßt ... in dem an mich die Frage gerichtet wurde, ob ich bereit sei, an den Vorbereitungen eines deutschen Verteidigungsbeitrages mitzuarbeiten."

Er war bereit. Und während Frau und Kinder im Frühjahr 1952 die ersten Ansichtskarten aus Paris erhielten, bekam Adenauer den ersten 32seitigen Bericht des „ersten deutschen Sachberaters" über die Möglichkeiten der westdeutschen Aufrüstung.

So war aus dem Mann der letzten Minuten ein Mann der ersten Stunde geworden.

Er hatte keine Skrupel, als angeblicher Quartiermacher für die Besatzer dem Volk Sand in die Augen zu streuen.

Empfand er keine Reue ob der Millionen sinnlos verheizter Soldaten?

Hatte er nicht wenigstens persönlich die Nase voll?

Dies ist seine Antwort vor dem Fernsehen am 10. Oktober 1965.

Reporter: Sie sind vom Jahre 1930 an, als Sie als Fahnenjunker in die Reichswehr eintraten, bis heute Berufssoldat gewesen. Wenn man die Zwangsunterbrechung von 1945 bis 1951 abzieht, wenn Sie in all diesen Jahren, Herr General, jemals das Gefühl hatten, ich wäre besser etwas anderes geworden, aus welchen Gefühlen ist dieses Gefühl dann entstanden?

de Maizière: Ich habe dieses Gefühl nicht gehabt.

Reporter: Niemals?

de Maizière: Niemals. Nachdem ich diesen Beruf ergriffen hatte, habe ich nicht geschwankt, ob es richtig war für mich. ▶







Der erste, Heusinger, verriet einst Männer des 20. Juli. Der zweite, Foertsch, ließ sich noch im April 45 hoch dekorieren. Der dritte, Trettner, henkte 1945 Italiens Partisanen. Der vierte, de Maizière, paßt in diese Galerie führertreuer Durchhalter und Generalinspekteure der Bonner Söldnerarmee.

Reporter: Es hat Ihnen immer gefallen?
de Maizière: Ja. Ich muß allerdings eine Bemerkung dazu machen. Als ich 1947 aus Gefangenschaft war, war ich der Ansicht, ich würde nie wieder in meinem Leben Uniform anziehen können . . .
Er konnte. Er war nur politisch kurzsichtig.

Deutsch redet teutsch

Oberstdorf hat eine Skiflugschanze. In Oberstdorf steht aber auch eine Ordensburg, in der einst die Faschisten ihre Brut aufzogen. Hier wurde am 1. November 1964 die erste Unteroffiziersschule der Bundeswehr eröffnet.

Das Ereignis ist so wichtig, daß auch der Kriegsminister und der Inspekteur des Heeres de Maizière erschienen sind. Er ist es gerade einen Monat. Davor war er Leiter der höchsten Bundeswehrschule, der Führungsakademie in Hamburg. Und davor Leiter der „Schule für Innere Führung" in Koblenz-Pfaffendorf.

De Maizière genießt inzwischen den Ruf, einer der Väter des „Staatsbürgers in Uniform" zu sein, des neuen, demokratischen Soldaten.

In Koblenz hat er eigenhändig auf dem Klavier den Schubert-Abend eines bekannten Sängers begleitet. Es war ihm indes nicht einmal ein Mißklang, daß der Nazi und notorische Antikommunist und Fragebogenfälscher, Möbius, Direktor des Forschungs- und Lehrstabes an seiner Schule war.

In der Oberstdorfer Ordensschule nun erklärt de Maizière: „Die militärische Erziehung und Ausbildung sollen den Soldaten das Mitdenken und Mithandeln zur Gewohnheit machen."

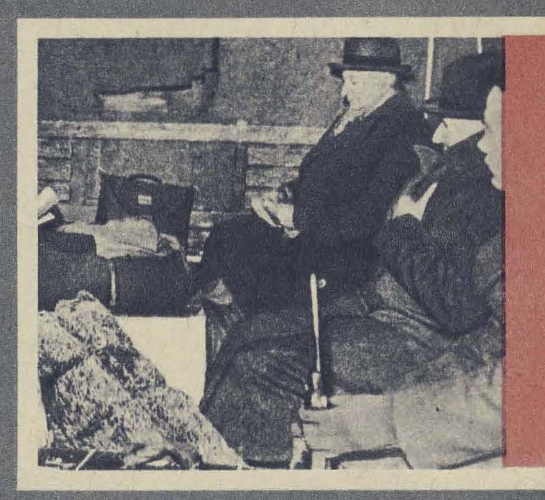
Doch pardon: So sprach ja Lübke im gleichen Jahr auf der Schule in Koblenz. De Maizière sprach vielmehr auf der Ordensburg: „Die Schule soll die Entwicklung der jungen Männer zu selbstdenkenden, selbsthandelnden und selbstverantwortlichen Persönlichkeiten fördern."

Welch lobenswerten Worte! Aber sie klingen schon verdächtig, wenn sie im Chor mit einem KZ-Baumeister gesprochen werden. Und sie bekommen sogar einen eindeutig aggressiven Inhalt, wenn sie mit den Lügengesängen von einem „möglichen Angriff der Sowjetunion und ihrer Satelliten", von der „Bedrohung aus dem Osten" begleitet werden.

Nach dem offiziellen Teil kam auf der Ordensburg der Reiseintopf und eine Flasche Bier auf den Mann an die Reihe. Hochstimmung! Ein „alter Mann eilte erstaunlich behende an das Mikrofon. Die Spitzen seines Schnurrbartes zitterten vor Erregung.

‚Ich bin 90 Jahre alt geworden', rief der Opa mit dem schönen Namen Deutsch, ‚aber ich bin immer Soldat geblieben. Schon 1894 besuchte ich eine Unteroffiziersschule. Treue, Kameradschaft und Pflichtbewußtsein waren für uns selbstverständlich.' Er hoffe und wünsche, sagte der alte Mann, daß die Unteroffiziere w i e d a m a l s das Rückgrat der Armee würden.

Tosender Beifall belohnte den ‚ältesten Unteroffizier Deutschlands' für die wackeren Worte, und Minister von Hassel drückte ihm gerührt die Hände."[2]



Und vorher hatte de Maizière auch der Tradition das Wort geredet.

Nach der Feier fanden sich die Offiziere und Gäste bei einem Glas Sekt zusammen. Dabei rutschte dem Kellner in Uniform ein volles Tablett aus den Händen.

Ein symbolischer Schlußpunkt? Wie damals? Bis alles in Scherben fällt?

Das goldene Schlüsselchen

München, September 1965. Wie jedes Jahr wartet die Oktoberwiese auf ihre bierhungrigen Gäste. Eine langgestreckte Werkshalle dagegen wartet auf durchaus einmaligen Besuch. Die Herren Hassel und de Maizière haben sich bei den Arbeitern angesagt. Was ist der Anlaß für die „sozialistischen" Tendenzen des Kriegsministers und des Inspekteurs des Heeres?

In der Hallenmitte steht ein Panzer, mit Girlanden geschmückt, das Schild „Leopard" an der Stirnseite. Man feiert den Stapellauf des ersten sogenannten „Standardpanzers".

Es ist nicht mehr die Rede davon, daß einst an einen „Europapanzer" gedacht war. Gemeinsam mit Frankreich gebaut, sollte er alle mittle en Panz r auf der Welt in den Schatten stellen. So beschloß man 1958/59.

Aber 1500 Panzer für die Bundeswehr, weit mehr als für Frankreich – dieses Geschäft wollten die deutschen Monopole allein machen. So war der Panzer mit dem „Leoparden"-Schild trotz Girlande nicht die bestmögliche Variante, sondern die profitabelste.

Aber heißt der Generalauftragsnehmer in München nicht Kraus-Maffey? Eine unbekannte Firma mit solch langem Arm?

Der Arm war weit länger. Die Maffey-Aktien besitzen die Buderus-Werke in Wetzlar. Diese wieder gehören zu den Metallhüttenwerken Lübeck. Deren Aktien besitzt eine Gesellschaft in Düsseldorf, und deren Herr ist – Flick, der zu sieben Jahren verurteilte Kriegsverbrecher, der wahrscheinlich reichste Mann des deutschen

---

[2] „Frankfurter Rundschau".

1946: Flick senior und junior in amerikanischem Gewahrsam auf dem Wege zum Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß. 1966 ist Flick senior als „vielleicht reichster Mann der Bundesrepublik" und Partner der USA-Monopole auch im Rüstungsgeschäft wieder dicke da.



Westens. „Der Abstand zwischen dem bescheidenen Wohlstand der durchschnittlichen Bundesbürger und dem Mammutvermögen der Allerreichsten ist um ein Vielfaches größer als etwa der zwischen einem Ameisenhaufen und dem höchsten Berg der Erde, dem Mount Everest."[3]

Aber nicht nur der geographische Mount Everest wächst noch. Flick läßt de Maizière in einem mit rotem Samt ausgepolsterten Kästchen einen goldenen Zündschlüssel überreichen. Es ist der Dank für das Bomben-, pardon: Panzergeschäft, das einen Mindestumsatz von 1,5 Milliarden bringt und, wie Flick hofft, vielleicht eines Tages über die von Speidel als „ideale Panzerrollbahn" bezeichnete norddeutsche Tiefebene in Richtung Maxhütte führt.

Da müssen doch die anderen Konzerne in die Luft gehen? In der Tat, aber nicht vor Neid. „General de Maizière sucht die Luftbeweglichkeit durch Hubschrauber, die organisch in die Großverbände des Heeres eingegliedert und von diesen geführt werden müssen."[4]

Und so wird „übers Jahr" der Mann mit der steilen Karriere auch seinen goldenen Steuerknüppel überreicht bekommen!

Zwei rechts, zwei links

Schottland vorgelagert liegen die Hebriden-Inseln. Auf South Uist trifft sich im Herbst 1965 die Bundeswehr mit „Mr. Sergeant". Das ist eine Rakete mit Atomsprengköpfen von der Wirkung der Hiroshima-Bombe.

Man schießt praktisch westwärts in die offene See, theoretisch aber sind DDR-Städte das Ziel. „Und wenn es einen Versager gibt?" wird der verantwortliche Offizier gefragt.

„Was soll's. Wenn wir ein interessantes Ziel haben, dann richten wir in jedem Fall zwei Werfer ein. Der zweite Schuß sitzt, darauf können Sie sich verlassen!"[5]

Unweit davon sitzt ein General der Bundeswehr in seinem Jeep und beobachtet, wie die Raketen im Dunst der See verschwinden. Dann, so weiß eine Zeitung zu berichten, fährt er britische Wolle für die Gattin einkaufen.

Zwei rechts, zwei links heißt also das Panier daheim und an der „Front".

Auch de Maizière zählte zu den Gästen der Raketenshow. Vielleicht war er sogar der Wolleinkäufer; denn laut Lebenslauf sind ihm häusliche Neigungen nicht abzusprechen. Sicher aber ist er zu Haus und vor dem „Feind" versiert: Die Bundeswehr muß sich „auf alle möglichen Formen einer Auseinandersetzung in Europa vorbereiten", meint er. Und im gleichen Atemzuge: „Der wichtigste nächste Schritt ist die Verabschiedung der Notstandsverfassung und Notstandsgesetze. Ohne sie bleibt jede Arbeit Stückwerk."

•

Der Mann mit dem Professorengesicht und der „geradlinigen Karriere" zickzackt zwischen Extremen.

Obwohl ihm die in einem DDR-Archiv aufgefundene Beurteilung vom 23. März 1945 einen „Blick für das Wesentliche und größere Zusammenhänge" bescheinigt, hat er seit dem 14. Mai 1945, dem Tag seiner gescheiterten Mission, nichts Wesentliches vom Lauf der Welt hinzugelernt.

Er liebt den Rhabarbersaft, aber schätzt auch den „Schlangenfraß", so, als er sich im US-Ausbildungszentrum Fort Benning für alles Rangerhafte interessierte, wozu auch der Verzehr von Schlangen zwecks Überlebens im „verdeckten Krieg" gehört.

Er beherrscht das Klavier, aber noch besser die antikommunistische Leier.

Er spielt piano als Militärkommentator der offiziösen „Bonner Rundschau" unter dem Pseudonym „Cornelius" und fortissimo in der Generalsdenkschrift des Jahres 1960, in der er den preußisch- deutschen Grundsatz „Alles oder nichts" auf das Atomzeitalter zuschnitt.

Und er ist erst 54 Jahre alt.

Man kann also noch einiges von ihm erwarten!

---

[3] „Metall" Düsseldorf.
[4] „Wehrkunde".
[5] „Frankfurter Rundschau".

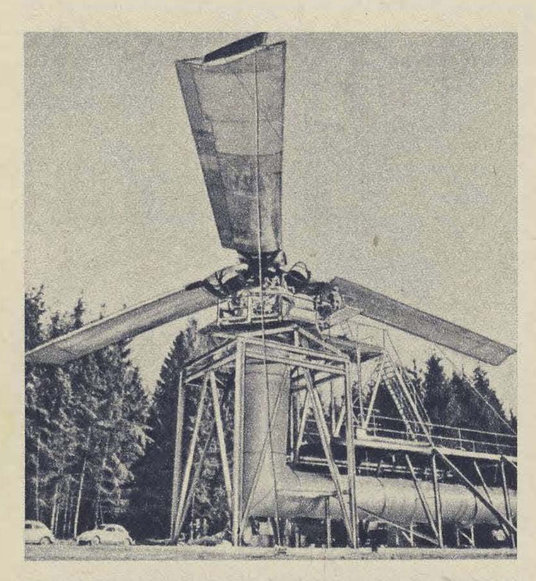
MILITÄRTECHNISCHE Umschau

40-t-Spurbahnbrücke

Wie die sowjetische Fachzeitschrift „Technika i vooruzenie" berichtet, ist in der Polnischen Volksarmee eine neue Spurbahnbrücke in Dienst gestellt worden. Die Typenbezeichnung des Gerätes lautet: SMT-1. Mit der Brücke können Wasserhindernisse bis zu 36,5 m Breite und 3,5 m Tiefe überwunden werden. Die Spurbahn ist auf einem Rädertransportfahrzeug verlastet. Der gesamte Brückenkomplex besteht aus vier Brückenlegefahrzeugen und drei Raumpfeilern. Die Tragfähigkeit beträgt 40 t.

Großhubschrauber

Ein neuer Hubschrauber, der hauptsächlich für militärische Transportaufgaben eingesetzt werden soll, wird gegenwärtig von dem westdeutschen Luft- und Raumfahrtunternehmen Bölkow GmbH entwickelt. Auf dem Versuchsgelände der Firma wurde ein Schwerlast-Versuchsrotor mit Niederdruckreaktionsantrieb aufgebaut, der eine Hubkraft von 36 t sowie einen Durchmesser von 31 m besitzt (siehe Foto oben). Die Antriebsleistung von 18 000 Gas-PS wird von einer Zweikreisturbine geliefert. Das untere Bild zeigt das Modell des Hubschraubers.





Schießtraining mechanisiert

In der Rumänischen Volksarmee wurde ein Trainingsgerät für das Schießen aus Schützenwaffen auf bewegliche Ziele konstruiert, das in seiner Handhabung sehr einfach und billig in der Herstellung ist. Das Gerät besteht aus dem Chassis mit zwei Trommeln, auf denen ein Seilzug aufgewickelt ist, sowie zwei Dreibeinen zur Befestigung der Waffe.

Schlepp-Sonar

Mit einer neuen Einrichtung zur U-Boot-Ortung ist die kanadische Fregatte „Crescent" ausgerüstet worden. Das Ortungssystem wird Variable Depht Sonar – Sonargerät mit veränderlicher Schlepptiefe – genannt. Es besteht aus einem Ultraschallerzeuger und -horchgerät, das an einer langen Trosse nachgeschleppt wird.

Autoreifen hitzefester

Kraftfahrzeugreifen werden durch das neue Spezialparaffin „R" aus Zeitz (VVB Mineralöle) unempfindlicher gegenüber ultravioletten und Wärmestrahlen. „R" wird im normalen Mischvorgang in die Gummimasse eingearbeitet und behindert die Rißbildung bzw. das Sprödewerden, indem es das Kautschuksystem dicht umschließt.

Transportband über Flüsse

In der Sowjetunion fanden Versuche statt, Lasten mit Hilfe eines speziell dafür geschaffenen Transportbandes über Flußläufe zu befördern. Ein 30 Meter breiter Fluß wurde von einem Transportband vom Typ KCZ überbrückt und die Güter reibungslos auf die andere Seite befördert.

Luftkissen-Flachschiff

Die Form eines rechteckigen Brettes hat ein Gleitschiff, das weder mit dem Rumpf noch mit irgendwelchen Tragflügeln während der Fahrt das Wasser berührt. Die englische Konstruktion gleitet auf einem Luftpolster, das durch den Fahrtwind zwischen Wasseroberfläche und Schiffsboden gedrückt

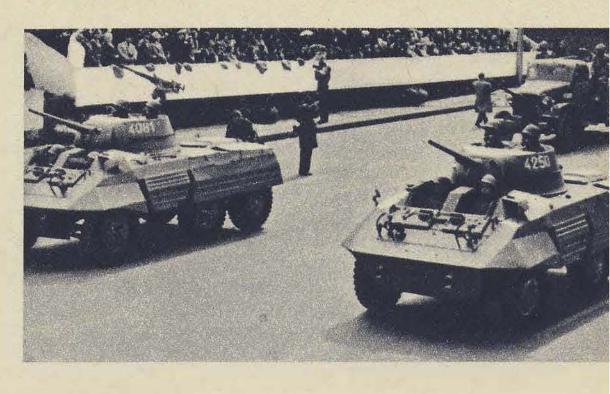
wird. Die flache Form erlaubt es, an seichten Ufern aufzufahren und über eine kleine Bugrampe auch Fahrzeuge auf- und abrollen zu lassen.

Unterwasser-Reparaturwerkstatt?

Die US-Navy beabsichtigt, das Atom-U-Boot USS „Triton" in ein Unterseereparatur- und Schleppschiff unter Eis für nuklear angetriebene Torpedo-U-Boote umzuwandeln. Damit soll ein Weg gefunden werden, einem Atom-U-Boot, das bei Untereisoperationen manövrierunfähig oder beschädigt wurde, mindestens erste Hilfe zu leisten. Die „Triton" soll Ersatzteile und Spezialtaucher mit sich führen, um sofort Reparaturen vornehmen zu können. Sollte es unmöglich sein, unter Wasser zu reparieren, dann soll die „Triton" auf dem beschädigten U-Boot festmachen und es an die Oberfläche heben.

„Husar" für Bundesheer

Die österreichische Automobil-Fabrik Akt. Ges. führte kürzlich einen neuen leichten und geländegängigen Heeres-LKW vor, der den bisher importierten „Dodge" ersetzen soll. Das Fahrzeug HS-2-90 „Husar" hat eine Ladefläche von 3,10 m Länge, 1,9 m Breite und 1,5 m Höhe. Bei Personentransport finden 8 Mann Platz. Die zulässige Nutzlast im Gelände beträgt 1500 kp, auf Straßen 2500 kp. Die Leermasse des Fahrzeuges liegt bei 3700 kg.



Dreiachs-SPW

Die Jugoslawische Volksarmee verfügt über einen interessanten dreiachsigen Aufklärungs-SPW eigener Produktion. Der SPW ist allseitig gepanzert, hat einen Drehturm mit leichtem Geschütz und Fla-MG. Die Besatzung besteht aus vier Mann. Nähere Daten sind z. Z. nicht bekannt.

Gegen Rutschgefahr

Gegen das gefürchtete Schlittern und gegen den „Wasserski"-Effekt auf glitschigen Rollbahnen oder Straßen wurde in Schweden eine diagonalgeschaltete Zweikreisbremse entwickelt. Je ein Vorderrad ist mit dem gegenüberliegenden Hinterrad bremsgekoppelt. Durch diese Diagonalschaltung und durch zwei Bremstrommeln je Rad soll ein zu scharfes oder einseitiges Einbremsen als Rutschursache ausgeschaltet werden.

FACHBÜCHEREI

Im Deutschen Militärverlag Berlin erschienen in letzter Zeit:

Autorenkollektiv, **Handbuch für Nachrichtensoldaten**, 382 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 5,– MDN.
Mit dieser Neuerscheinung wird die Reihe der Handbücher bereichert, die seit einigen Jahren vom DMV herausgegeben werden.

Major d. R. Günter Hartmann, **Der Einfluß des Geländes auf die Organisation und Führung von Gefechtshandlungen**, 115 Seiten, Skizzen und Abbildungen, broschiert, 4,60 MDN.

Korvettenkapitän Werner Sobisch, **Lehrbuch der militärischen Navigation**, 216 Seiten, Skizzen und Tabellen, 24,50 MDN; als Lehrbuch an den Schulen der NVA eingeführt.
Das Buch ist besonders für die Ausbildung der Seeoffiziersschüler der Volksmarine geeignet, weil es dem Lehrplan der Ausbildung in der militärischen Navigation angepaßt ist.

Der VEB Transpress Verlag Berlin bietet an: Heinz A. F. Schmidt, **„Flugzeuge aus aller Welt"**, 208 Seiten, reich illustriert, 16,80 MDN.
Seinem Buch „Flugzeuge gestern und heute" ließ der Herausgeber der Fliegerjahrbücher jetzt im gleichen Verlag den Typenband „Flugzeuge aus aller Welt" folgen. Allen Fachleuten und Interessenten wird damit ein Nachschlagewerk über die wichtigsten gegenwärtig benutzten Flugzeuge in die Hand gegeben. Der Aufbau der Typensammlung entspricht diesem Zweck in gelungener Weise. Neben einem Bild, dem Dreiseitenriß und den technischen Daten werden über jeden Flugzeugtyp kurze Unterlagen über die Anzahl der Prototypen, Datum des Erstflugs und Entwicklungsweg vermittelt. Der Autor war besonders darum bemüht, authentische Daten zu veröffentlichen und benutzte dazu insbesondere Unterlagen der Herstellerwerke bzw. Exportgesellschaften.

Eine neue Informationsquelle aller am militärischen Luftfahrtgeschehen und den Problemen der Luftverteidigung interessierten Leser ist die Zeitschrift **„Luftverteidigung"**, die seit Mai 1966 vom Kommando Luftstreitkräfte/Luftverteidigung herausgegeben wird und über den Buch- und Zeitschriftenvertrieb Berlin, 102 Berlin, Rungestraße 20, bezogen werden kann. Die Zeitschrift berichtet über Ausbildungsmethoden und -probleme, technische Neuheiten, Geschichte des Luftkrieges und der Luftabwehr, über Hintergründe, Methoden und Wesen der imperialistischen Luftkriegsvorbereitung sowie über den Luftkrieg der Aggressoren in Vietnam. Neben einem breiten Informationsteil enthält die „Luftverteidigung" jeweils vier Flugzeugtypen aus der Zeit ab 1914. Die Zeitschrift hat einen Umfang von etwa 130 Seiten, erscheint zweimonatlich und kostet 2,– MDN.

Unter der Eingangsnummer 1948 fand sich in der AR-Leserpost ein Brief aus Leipzig, geschrieben von Ursula Börner. „Ich bin Schwesternschülerin in einem Armeelazarett“, berichtet sie. „Bei meinem letzten Spätdienst war in einem Zimmer mächtiger Krach. Als ich hineinging, fragte mich ein Genosse, welche Waffengattung in der Armee die wichtigste sei. Ich gab ihm zur Antwort: ‚Alle sind wichtig!‘ Er aber



Die aktuelle Umfrage

Ein Flieger, sehr eilig. Unser Obermeister ist ein Hüne. 1,92 m groß. Unübersehbar. Der Flieger sieht ihn nicht. Starren Blickes hastet er vorbei, Scheuklappen an den Augen.

Drei Genossen mit weißer Paspelierung und dem Ärmelband „NVA-Wachregiment“. Ergebnis 2:1.

Ein Artillerist, am Arm die Verlobte. Ohne Gruß vorbei. Die Zahl der Grüßenden und der Nichtgrüßenden an diesem Abend hielt sich in etwa die Waage.

Man könnte einwenden, die militärische Ehrenbezeigung, das sei doch nur eine Äußerlichkeit. Aus ihrem Erweisen ließen sich keine Rückschlüsse ziehen auf die innere Einstellung. Wie, so möchte ich gegenfragen, verhält es sich dann aber mit einem weiteren Befragungsresultat – damit nämlich, daß 29% von 248 In-



Keinen Blick füreinander?

meinte: ‚Nein, auf die Pioniere kommt es ganz besonders an!‘ Ein anderer rief dazwischen: ‚Die Nachrichtentruppen sind die wichtigsten!‘ So ging es noch eine ganze Weile hin und her. Sie stritten sich weiter und kamen zu keinem Ergebnis, weil jeder auf seine Truppe schwor. Bitte sagen Sie mir, was Sie davon halten.“

Berliner Friedrichstraße.

Am Haus der Presse macht die Armeepresse, genauer die AR, ein Experiment. Im abendlichen Großstadtgewühl ein Seemann, goldumrandete Schulterstücke mit zwei silbernen Sternen: Obermeister Gerd Struwe, 25. Der Mann hat offensichtlich Zeit. Und die soll er auch haben, damit wir indes testen können, wie sich die vorbeikommenden Soldaten verhalten.

Zwei Grenzer nähern sich. Ein Gefreiter, ein Unteroffizier. Vorschriftsmäßig erheben sie die Hand zum Gruß.

terviewten das Grüßen, ausgenommen bei relativ hohen Dienstgraden, von der Waffenfarbe der Vorgesetzten abhängig machen? Die Ehrenbezeigung ist Befehl, und sie soll sein ein Ausdruck der gegenseitigen Achtung und Verbundenheit. Mir scheint, einige Genossen beschränken das allein auf den engeren Kreis ihrer Truppe. Major Reinhard Glöckner, 32, kommentiert diese Erscheinung wie folgt: „Es liegt wohl hauptsächlich daran, daß viele glauben, nur *ihr* Dienst, nur *ihr* Aufgabenbereich sei besonders verantwortungsvoll und zuallererst nötig. Aber es gibt ja auch noch andere Beispiele. Etwa, daß geringschätzig über andere Waffengattungen geredet wird, daß sich Genossen verschiedener Teile der NVA gegenseitig anpflaumen, daß abwertende Spitznamen kursieren und anderes mehr. Vieles davon ist sicher wirklich nur Spaß und nicht ernst gemeint. Unterschwellig aber sind doch Vorbehalte da.“

Versuchen wir, sie zu werten. Hader, Zwietracht und Mißgunst brauchen einen Nährboden. In den reaktionären deutschen Armeen war er auf Grund der Klassenspaltung in überreichlichem Maße vorhanden, am ausgeprägtesten im faschistischen Militärapparat. Da der einfache Soldat nicht das Vertrauen der herrschenden Klasse genießen konnte, sondern vielmehr nur ihr Mißtrauen erregen mußte, stellte man ihm mit der Waffen-SS, der Feldgendarmerie, den Wachregimentern, den Totenkopf- und Begleitdivisionen sowie mit anderen Sondereinheiten hundertfach gesiebte, mit besonderen Privilegien ausgestattete und hemmungslos fanatisierte Elitetruppen gegenüber. Mit raffinierten Methoden wurde die Waffenüberheblichkeit gezüchtet – und schlug sich nieder in der Wehrmachts-Kriminalstatistik.





Hader, Zwietracht und Mißgunst brauchen einen Nährboden. Mit vollem Recht sieht Unteroffizier Herbert Müller, 19, in der Nationalen Volksarmee „keine objektiven Gründe für ihre Existenz". „Durch die Beseitigung der Klassengegensätze in unserer Republik und damit auch in der NVA", ergänzt Obermatrose Rainer Lenz, 22, „ist einer grundsätzlichen Kontrastellung zwischen Vorgesetzten und Unterstellten oder zwischen den einzelnen Teilen und Waffengattungen die soziale Basis entzogen. Dieser Staat ist unser aller Staat. Und ihn zu schützen, unser aller Verpflichtung, ob nun als Mot.-Schütze, Matrose, Flieger, Artillerist, Grenzer, Panzersoldat, Raketenmann, Fallschirmjäger, Funker oder Pionier."
Die noch existenten Vorbehalte müssen ihre Wurzeln folglich woanders haben. Vielleicht in diesem Witz?

Beim Manöver irrt ein Melder der Landstreitkräfte auf dem Flugplatz umher. Bis er einen Flieger trifft und ihn hilfesuchend fragt: „Sag mal, bist du der SKP?"
Der aber antwortet: „Nee, ich bin der Tankwagen mit Anhänger!"
(Wozu man wiederum wissen muß, daß SKP soviel wie Start-Kontroll-Punkt heißt und der Sitz des Flugleiters ist.)
Sicher ist es unbillig, von einem Genossen der Landstreitkräfte oder auch der Volksmarine verlangen zu wollen, daß er womöglich alle Fachtermini der Luftstreitkräfte mit ihren Abkürzungen beherrscht. Trotzdem bringt uns der Witz den eigentlichen Wurzeln vieler Vorbehalte einen Schritt näher.
In der Eisenbahn trifft Unteroffizier Kurt Bauerfeind, 23, oft Matrosen. „Mehrfach hatte ich den Eindruck, daß die ‚Mollys' überheblich sind. Das äußert sich darin, daß sie zu uns Mot.-Schützen sagen: ‚Was macht ihr schon! Ihr robbt über den Acker, das Ganze zweimal im Jahr, und bewegt euch wie die Hasen durch die Botanik.'" Umgekehrt klagt Matrose Jens Ullrich, 19, daß sich „die Genossen anderer Waffengattungen das Leben an Bord eines Kriegsschiffes wie auf einem Urlauberschiff vorstellen",

DIENSTGRADE

Frage: Hier sind einige Dienstgrade der Volksmarine genannt. Kreuzen Sie bitte aus den vorgegebenen Antworten jene Dienstgrade der Land- und Luftstreitkräfte an, die ihrer Meinung denen der Volksmarine entsprechen!
248 Befragte
(x kennzeichnet den zutreffenden Dienstgrad)

	Mot.-Schützen	Panzersoldaten	Artilleristen	Matrosen	Flieger	Grenzsoldaten	Insgesamt
1. OBERMAAT							
a) Unteroffizier	11%	9%	5%	4%	–	10%	6%
b) Unterfeldwebel (x)	46%	55%	74%	96%	77%	46%	66%
c) Feldwebel	43%	36%	21%	–	23%	44%	28%
2. KORVETTENKAPITÄN							
a) Major (x)	40%	36%	76%	94%	26%	28%	51%
b) Oberstleutnant	49%	45%	19%	6%	74%	49%	39%
c) Oberst	11%	19%	5%	–	–	23%	10%

während Gefreiter Siegmar Renz, 22, Grenzsoldaten gesprochen hat, die „den Dienst bei den Panzertruppen gemütlich finden, weil sie glauben, wir säßen ruhig auf unseren Plätzen und ließen uns spazierenfahren".

Man hält, so ergab eine Befragung, den Dienst bei den Nachrichten- sowie den funktechnischen Truppen für den leichtesten und angenehmsten, den eigenen (natürlich!) für den schwersten, anstrengendsten und verantwortungsvollsten. Mit einer Ausnahme: Vor den Leistungen der Fallschirmjäger und Pioniere ziehen fast alle Genossen einhellig den (knitterfreien) Hut. Ansonsten aber . . .

„. . . wissen wir zuwenig voneinander, kennen uns nicht, haben keine Ahnung vom Dienst des andern und davon, welche Aufgaben ihm gestellt sind", meint Kanonier Malte Hausmann, 21. „Es ist ja so, daß ein Teil der Genossen noch nicht mal andere Dienstgrade, etwa die der Volksmarine, kennt", ergänzt Unteroffizier Hanz-Joachim Stephan, 22, und kommentiert damit zugleich die in den beiden statistischen Übersichten zusammengefaßten AR-Untersuchungsergebnisse. Schließlich konstatiert Flieger Rolf-Dieter Wagner, 19: „Ich glaube, wir laufen alle noch zu sehr aneinander vorbei."





Stimmt – und nicht nur, was bei einigen Genossen das Grüßen angeht. Dabei ist viel ehrliches Interesse vorhanden, die spezifischen Aufgaben und Probleme anderer Waffengattungen oder Teile der Nationalen Volksarmee kennenzulernen.

Soldat Alfred Hesse, 18, würde „gern mal ein TS-Boot in Aktion sehen" und Matrose Jochen Geiger, 23, „das Innere

WAFFENFARBEN

Frage: Welche Waffenfarbe tragen die nachstehend genannten Armeeangehörigen? – Kreuzen Sie bitte aus den vorgegebenen Antworten diejenigen an, die Sie für richtig halten!

243 Befragte

(x kennzeichnet die zutreffende Waffenfarbe)

	Mot.-Schützen	Panzersoldaten	Artilleristen	Matrosen	Flieger	Grenzsoldaten	Insgesamt
1. FALLSCHIRMJÄGER							
a) Waffenfarbe weiß	17%	9%	5%	34%	15%	28%	21%
b) Waffenfarbe orange (x)	63%	27%	83%	48%	75%	59%	63%
c) Waffenfarbe schwarz	20%	64%	12%	18%	10%	13%	16%
2. PANZERSOLDAT							
a) Waffenfarbe rosa (x)	49%	100%	96%	54%	72%	58%	66%
b) Waffenfarbe ziegelrot	23%	–	2%	30%	10%	14%	15%
c) Waffenfarbe schwarz	28%	–	2%	16%	18%	28%	19%
3. KANONIER DER LUFTVERTEIDIGUNG							
a) Waffenfarbe ziegelrot	17%	9%	10%	10%	5%	12%	11%
b) Waffenfarbe hellblau	37%	64%	72%	66%	–	28%	41%
c) Waffenfarbe hellgrau (x)	46%	27%	18%	24%	95%	60%	48%

eines T-54". Pionier Lothar Premansky, 20, wünscht sich „einen Blick in die Kanzel eines Jagdflugzeuges", während sich Grenzsoldat Friedrich Theiß, 20, bei „den funktechnischen Truppen" und Maat Reinhard Menzel, 21, bei den Artilleristen umsehen möchte. Und des Grenzsoldaten Kurt Hadrich, 20, größter Wunsch: „Ein großes Manöver miterleben!"

Gewiß werden viele dieser unerfüllten Wünsche auch weiterhin unerfüllt bleiben. Einfach deshalb, weil die Armee sonst nur noch auf Reisen wäre. Dabei wäre es für manchen Landmann mit seefahrtsromantischen Vorstellungen ein heilender Schock, wenn er selbst sähe, wie eng etwa die Matrosen an Bord eines Kriegsschiffes zusammenrücken müssen – 40 Mann in einem Deck von 70 m² und einer Höhe von 1,90 m, durchzogen von einem Dutzend Rohrleitungen, die je nach Inhalt entweder drükkende Hitze oder lärmende Geräusche in die Kojen tragen. Andererseits wiederum könnte es manchem Seemann einen Dämpfer aufsetzen, wäre er Sehmann bei einer Truppenübung der Landstreitkräfte – mit allem Drum und Dran: Heulende Tiefflieger, Geschützeinschläge, Panzervorstöße, kilometerlange Angriffe unter Schutzmaske, dabei hinlegen, rennen, schießen, kämpfen unter höchsten und allerhöchsten Belastungen.

Aber wie gesagt, solcherart Exkursionen wird es auch künftig nur selten geben. Vielleicht helfen uns die Erfahrungen der Einheit Günther weiter, deren FDJ-Organisation sich kürzlich Gäste eingeladen hatte: Oberleutnant Schuster, Unteroffizier Kruth und Gefreiter Geipel berichteten den Fliegern von ihrem Dienst an der Staatsgrenze der DDR zu Westberlin. Hier, im Telegrammstil, das Urteil der Gastgeber: Unteroffiziersschüler Hans-Joachim Benkenstein, 19, fand die Aussprache „sehr interessant". Gefreiter Hans-Jürgen Marek, 23, bezeichnet sie als „eine ‚einwandfreie' Maßnahme der FDJ". Flieger





Wolfgang Fastnacht, 21: „Jetzt weiß ich endlich, wie es in einem Grenz-Truppenteil zugeht." Gefreiter Frank Schreiber, 22, war vor allem von der Standhaftigkeit der Grenzsoldaten beeindruckt, denn „schließlich stehen sie dem Feind täglich unmittelbar gegenüber – Auge in Auge. Da muß man schon ein ganzer Kerl sein und einen festen Klassenstandpunkt haben!" Auch dem Gefreiten Wolfgang Nauendorf, 23, hat die Zusammenkunft „gut gefallen, weil sie uns einander näher gebracht hat".

Und darum eben geht's – weshalb dieses Beispiel auch woanders Schule machen sollte. Auch die Erfahrungen von Korvettenkapitän Dieter Henrichs, 37, dürfen aufgegriffen werden, der als Leiter des Hauses der Armee in Rostock schon vielen Potsdamer, Eggesiner und Berliner Einheiten lehrreiche Begegnungen mit unseren Matrosen vermittelt hat.

Übrigens, an guten Vorschlägen zum besseren gegenseitigen Kennenlernen ist kein Mangel. Weshalb sollte es nicht möglich sein, wie Flieger Manfred Seeger, 20, empfiehlt, auch „einmal Ausbildungsfilme aus einem anderen als dem eigenen Bereich zu zeigen"? Und wer hindert die FDJ-Organisation daran, dem Beispiel von Oberleutnant Ralph Kraatzsch, 26, zu folgen und in debattierfreudiger Runde über „das Gesamtsystem unserer Landesverteidigung und das dazu nötige Zusammenwirken aller Waffengattungen und Teile der Nationalen Volksarmee" zu sprechen?

Die hier und da noch vorhandenen Vorbehalte und Vorurteile gegenüber dem landsmännischen Waffenbruder in hellgrün, schwarz, orange, ziegelrot, hellgrau, rosa, gelb, grün, hell- oder dunkelblau können nur abgebaut werden durch besseres gegenseitiges Kennenlernen, durch Verständnis für die Aufgaben und den Dienst des anderen, durch ein gutes und enges Zusammenwirken im Soldatenalltag. Kurzum: Wir sollten öfter und mehr Blicke füreinander haben, dieweil ein jeder die Achtung des anderen verdient – und dieweil der eine ohne den anderen nichts ist, ohne den anderen nicht siegen kann.

Ihr

Karl Helmut Freitag



Zeichnung: Kurt Klamann

Weihnachtsbescherung. *„Bei 80 Mark im Monat fällt eben manches etwas knapp aus, Anita."*

Soldaten schreiben für Soldaten

Freunde

Man hatte mich gelöchert: „Wie war das mit deiner ersten Festnahme? Mit den Freunden gemeinsam hast du das gemacht? Mit Starschina Iljuschin, dem berühmten Starschina Iljuschin? – Erzähle! Erzähle von ihm!“ Da erzählte ich also: „Wir saßen im Windschatten einer umgebrochenen Kiefer. Ein Mann kam auf unsere Stellung zu. Ich wunderte mich; er mußte uns gesehen haben, aber er lief weiter, obwohl er direkt von der Grenze zu kommen schien. Bis auf drei Schritte ließen wir ihn herankommen. Dann riefen wir unser: ‚Halt! Stehenbleiben! Hände hoch!‘

‚Ich habe mich verlaufen‘, sagte er unschuldig. ‚Was wollen Sie von mir? Ich war im Gasthaus, hab' etwas getrunken, habe mich verlaufen und bin nun direkt auf euch zugekommen, um zu fragen, wo lang es nach Hause geht.‘ Das klang einleuchtend, und ich war ein wenig ratlos. Doch der Kerl sah verdächtig aus. Die ganze Visage gefiel mir nicht. Ich konnte ihm nicht glauben, und ich wollte ihm auch nicht glauben, denn er wäre der erste von mir gestellte Grenzverletzer gewesen. Und nun sollte es gar keiner sein? Ich wehrte mich gegen diese Vorstellung. Ich überlegte, während ich mir die Papiere zeigen ließ und der Mann sich weiter beschwerte, festgehalten zu werden.

‚Nu sto sto?‘ wurden wir unerwartet unterbrochen. Ich erkannte Starschina Iljuschin. Er war gerade auf dem Wege zu seinem Grenzabschnitt. Ich kannte den Starschina als einen alten Grenzhasen – oder besser: Grenzfuchs.

Ich wußte, daß er schon vor dem Kriege seinen Dienst an der türkischen Grenze versehen hatte. ‚Nu, was ist?‘ wiederholte er seine Frage deutsch. Wir berichteten, daß der Mann offen von der Grenze her auf uns zugekommen war und nun sagte, daß er uns nach dem Weg hatte fragen wollen und vorgab, sich verlaufen zu haben. Der Starschina zog seine Stirne kraus. Ganz unerwartet fragte er den Festgenommenen: ‚Wo ist dwa?‘

Der Mann verstand nicht – oder wollte nicht verstehen.

Iljuschin zeigte zwei Finger und wiederholte seine Frage. ‚Wo ist Zweiter?‘

‚Ich bin allein!‘ stotterte der Mann. Es klang nicht sehr sicher. Der Starschina winkte ungeduldig ab. ‚Wo ist!‘ fragte er, diesmal ungeduldig und härter.

Der Grenzverletzer schwieg. Iljuschin gab seinem Posten den Befehl, den Gestellten zu bewachen. Mir deutete er an, auch meinen Posten bei dem Grenzverletzer zu lassen. Dann sagte er: ‚Komm, Towarischtsch! Wir holen zweiten Banditen.‘ Wo der wohl einen zweiten herholen will, dachte ich.

Wir verfolgten die Spur des Mannes das kurze Stück zurück zur Grenze. Daß Iljuschin ein guter Spurensucher war, wußte ich aus Erzählungen, die über ihn die Runde machten. Wie kam er aber nur darauf, daß es zwei Spuren geben mußte?

Wir gingen die Spur entlang. Ich wies auf niedergetretenes Gras, auf geknickte Zweige. Bei all diesen Hinweisen schüttelte der Starschina jedoch nur den Kopf. Ich hingegen konstatierte, daß es noch immer die Spur nur eines Mannes geblieben war. ‚Es ist halt nur einer gewesen!‘ dachte ich beruhigt und stolz, daß ich diesen einen Grenzverletzer gestellt hatte. Dann waren wir am frisch angelegten Kontrollstreifen angelangt.

Deutlich hob sich hier auf dem ungepflügten Streifen die eine einzige Spur ab. 'Siehst du?‘ sagte ich, ‚nur einer!‘ Und ich dachte mir dazu: ‚Und dieser eine ist gefaßt. Von mir gefaßt!‘

Und darüber hinaus war ich froh, daß es für den Mann nun keine Ausreden mehr geben würde. Er war über die Grenze gekommen. Den Beweis hatte mir der Starschina vorgeführt.

Aber dann fiel ich aus allen Wolken. Der Starschina sagte trocken: ‚Na, da! Siehst du: zwei!‘ Er wies auf die eine Spur.

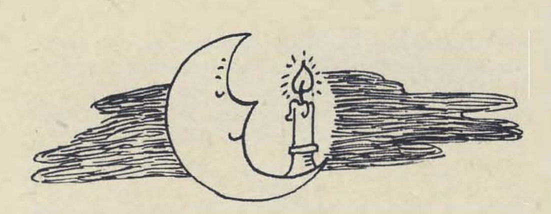
‚Will er mich auf den Arm nehmen?‘ dachte ich. Ich zuckte ratlos mit den Schultern. Aber dann zeigte mir der Starschina, was ein ordentlicher Spurensucher an der Grenze wissen muß. Er deutete auf die Spur und sagte: „Tief! Dein Mann nicht so schwer!‘

Ich sah auf die Spur und sah nichts. Daß sie ein wenig tief in das Ungepflügte eingegraben war, sah ich. Aber was besagte das schon? Ich machte meine Zweifel deutlich. Da sagte der sowjetische Genosse, indem er auf den Abstand der Fußeindrücke wies: ‚Kurz! Zu kleine Schritt!‘ Und endlich machte er mich auf den um so sehr viel tieferen Eindruck der Absätze aufmerksam. Bald

hatte er mich so weit, daß ich von der Existenz des zweiten Grenzverletzers überzeugt war.

Wir gingen nun das kurze Stück der Spur zurück, aufmerksamer als vorher. Und wir entdeckten bald die Stelle, an der ein Stück entfernt eine zweite Spur abzweigte. Das Auffinden und die Festnahme des Zweiten war nun kein großes Problem mehr. Als wir ihn mit Iljuschins Hilfe festgenommen hatten, war mir ein Umstand noch ein Rätsel geblieben. Er klärte es — wenn auch in seinem gebrochenen Deutsch — auf. Ich hatte mich gefragt, wie er hatte wissen können, daß da noch ein zweiter sein mußte. In fließendes Deutsch übersetzt, sagte er etwa so: ‚Ein alter Trick ist das. Wenn zwei etwas besonders Wichtiges vorhaben, geht einer direkt auf den Posten zu, damit der andere unbehelligt vorbeikommen kann. Das wird bei besonders wichtigen Leuten und besonders wichtigen Aufträgen praktiziert. Einer geht für kurze Zeit brummen, damit ein anderer unbehelligt seine Schweinereien machen kann.‘ “

Hauptmann Peters



Wenn der große Mond...

Wenn der große Mond
durch die Wolken geht,
wenn man ganz allein
nachts auf Wache steht,
kommt ein leises Weh'n
von der großen Stadt,
und es kann geschehn,
daß man Sehnsucht hat.

Und ich wünsch' mir dann
deines Mundes Hauch,
und dein kluges Wort
wünsch' ich mir dann auch,
und ich möcht mit dir
durch die Wiesen gehn,
doch ich bleibe hier.
Muß ja wachestehn.

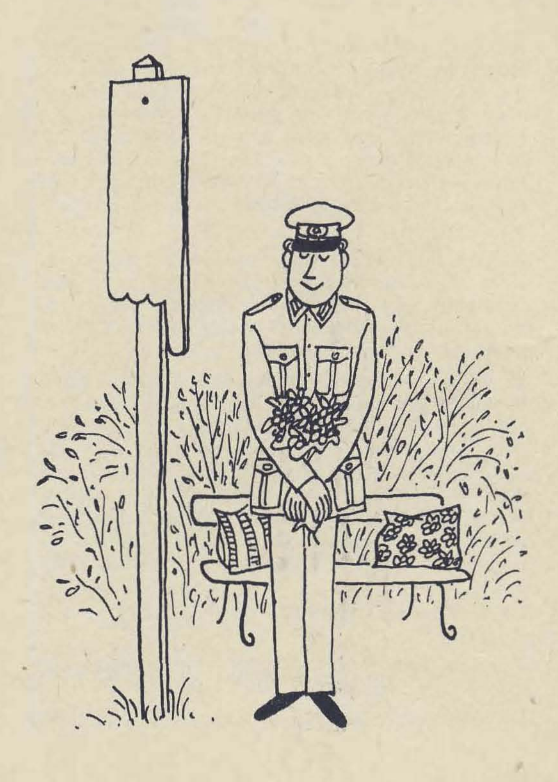
Muß ja wachestehn,
weil's der Heimat nützt,
weil mein Wachestehn
auch dein Leben schützt.
Bringt der Mondenschein
dir sein weißes Licht,
bitte, denke mein!
Ich vergeß dich nicht.

Ofw. Helmut Stöhr

Schlußfolgerung

Es war an einem Abend im Lindenkaffee. Schulze sah den hübschen Mädchen nach. Da kamen zwei auf seinen Tisch zu, es waren nur wenige Plätze frei im Saal, setzten sich ihm gegenüber — sie kamen ins Gespräch. Man unterhielt sich prächtig, den ganzen Abend über. Als Kavalier begleitete er die Mädchen. Das eine verabschiedete sich nach ein paar Straßenzügen. Nun war er allein mit ihr, der kleinen Blonden.
Max plauderte, er erzählte immer wieder neue Erlebnisse aus seinem *langen* zwanzigjährigen Leben.
Die Häuserreihen waren zu Ende, es kamen Gärten und nur ab und zu noch ein Gebäude. Das Mädchen hörte zu und sah ihn von Zeit zu Zeit lächelnd an, daß Max Mut faßte und nach ihrer Hand griff. Dies eine ließ sie geschehen. Vor ihrem Haus: „Vielen Dank, auf Wiedersehen!“ Er guckte nach der Uhr: $1^1/_2$ Stunden zu zweit bis hierher, allein zurück brauchte er bestimmt auch 60 Minuten. Das mußte ihm passieren! Sein rechter Schuh rieb schon eine ganze Weile am Hakken. Das Stück durch die Stadt reichte aus, um eine große Blase heranwachsen zu lassen.
Eine Woche später — Vergnügen seiner FDJ-Gruppe. Max hatte keine Lust. Die Genossen kannten seine Schüchternheit. „Wir haben die Jugendfreundinnen einer ganzen Fachschule eingeladen“, sagte Jürgen, „ich besorge dir auch eine ganz nach Geschmack: groß, klein, dick oder dünn.“
„Das ist mir ganz egal — was ich brauche ist etwas *Naheliegendes.*“

Margarete Blahowsky



Morgen kommt der General



Schweißgebadet jagt der Dicke
durch der Küche Futteral.
Tempo! treibt der Küchenleiter,
morgen kommt der General.

Aufgelöst in alle Richtung
scheint der OvD zu sein,
überall gibt's zu bemängeln,
ab und zu hört man ihn schrei'n:

„Sofort ist das abzustellen,
wie, das ist mir ganz egal,
morgen muß doch alles fit sein,
morgen kommt der General!"

Aufgescheucht wie tausend Hühner
läuft die Truppe hin und her,
selbst der Filmvorführer Flimmer
reinigt heute sein Gewehr.

Auf dem Park regiert der Besen,
Nitrolack ist hochbegehrt.
Bäume – Hecken lassen Blätter,
selbst die Straße wird gekehrt.

Bohnerwachs wird tonnenweise
heut' in Hochglanz umpoliert.
In den letzten Abendstunden
wird ein neues Lied probiert.

Alle Schränke sind in Aufruhr,
mit den Büchern treibt man Sport,
und der UvD des Stabes
drückt heut' Klingelknopfrekord.

In der Werkstatt fliegen Späne.
Beim Friseur ist Hochsaison.
Sekretäre machen Pläne,
rastlos geht das Telefon.

Auf der Wache ist Kontrolle
heute schon zum dritten Mal.
Weißt du nicht, meint Posten Dreier,
morgen kommt der General.

Heinz Besser

Impressionen +

Knicken die Knie noch nicht ein?

Der Sack aus der geknüpften Zeltbahn, quer über die Schulter gelegt, drückt, stößt, tyrannisiert.

Die Betonbahn ist lang: zweikommafünf Kilometer von der Rampe bis ins Objekt.

Wozu braucht der Soldat den ganzen Sackinhalt? „Er braucht ihn nicht..., er braucht ihn nicht..., er braucht ihn nicht...", murmle ich im Tangorhythmus meiner Schritte.

„Er braucht ihn natürlich", sage ich laut, als der Sackinhalt im Schrank verstaut ist. Die Genossen blicken zu mir. Ich gebe keine Erklärung.

Ich weiß noch nicht, daß ich oft umziehen werde mit dem Sack.

Fünf Minuten nach Sechs steht der Stabschef des Bataillons in der Stube.

Wir sind schnell. Dafür haben die morgendlichen Besuche des Gruppenführers, des Zugführers und des Kompaniechefs gesorgt. Nach dem Frühsport ist der Stabschef wieder da.

Ich mühe mich verzweifelt mit meinem Bett.

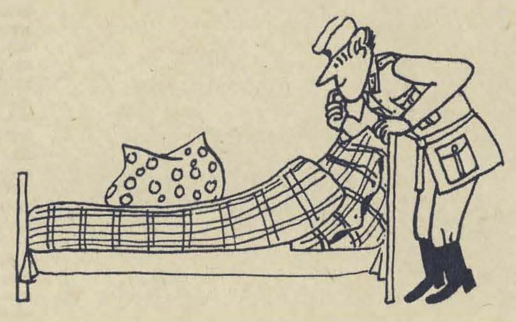
Ich spüre seine Aufmerksamkeit.

Wann wird er loswettern, überlege ich.

Wortlos schiebt er mich in die Ecke, baut geschickt das Bett. Ich bedanke mich vorsichtig. Er hält mir einen kurzen Vortrag über Gründlichkeit und Beharrlichkeit, die zum Ziele führen.

Auf dem Appellplatz befiehlt der Zugführer: „Rührt euch!"

„Genosse Soldat N., bringen Sie Ihr schlampig gebautes Bett in Ordnung!"
Zeit zum Wundern gibt er mir nicht. Ich sprinte nach oben. Ich betrachte das kritisierte Bett.
Der ahnungslose Stabschef hatte gegen den traditionellen Bettenbau der Kompanie verstoßen.



Illustrationen: Harri Parschau

+

Wir stehen, acht in der Reihe, an der Abgangslinie. Das Kommando schickt uns nach vorn. Der Schießplatz ist pechschwarz. Kein Mond hilft dem Nachtschießen.
Ich klappere ungeschickt, als ich das Magazin einführe.
Schritte sind hinter mir.
Ich drücke ab. Meine Scheibe bleibt stehen.
„Ziehen Sie die MPi fester ein und . . . vorsichtiger, Zeigefinger", sagt die hastige Stimme des Bataillonskommandeurs. Er kniet neben mir. Sein spürbarer Blick macht meine Hände ruhig. Ich habe getroffen.
Wir stehen angetreten. Das Bataillon hat die Schießaufgabe mit der Note „gut" erfüllt. Der Bataillonskommandeur lobt uns: „Gemessen an Ihrer kurzen Ausbildungszeit, waren Sie schon sehr sicher und ruhig."
Ich weiß jetzt, wie aufgeregt der Bataillonskommandeur war. *Fw. d. R. A. J. Nauschütz*

Finderlohn

Der Kanonier Goldig saß während der letzten Übung auf einem Baumstumpf und aß den Inhalt eines E-Päckchens. Auf die Frage des Hauptwachtmeisters, woher er das hätte, antwortete er: „Das habe ich gefunden!" „Und wo haben Sie Ihr E-Päckchen?" fragte der Hauptwachtmeister. „Das habe ich verloren!"

Die Tabaniden

Sie nannten ihn alle den „Gelehrten". Es war der Kanonier Schuster, lang aufgeschossen, blond, mit hoher Stirn und randloser Brille brachte er auch alle Voraussetzungen in Mathematik mit, um als Rechner im Aufklärungstrupp des Führungszuges eingesetzt zu werden. Er war im Zivilberuf Chemielaborant und hatte ein gar seltsames Hobby. Das Hobby hieß: Entomologie. Ihn interessierten Insekten und alles was mit Insekten zusammenhing. Zu Hause hatte er eine große Sammlung und gab sein letztes Geld für irgendwelche Neuerscheinungen einschlägiger Literatur aus. Er kramte stundenlang im Antiquariat, um einen fast vergessenen Artikel von Professor Fliege über die Biene im allgemeinen und die Libelle im besonderen zu finden. Es war schon ein Kreuz mit ihm; wo er ging und stand, manchmal auch wo er saß, im Unterricht nämlich, dachte er an seine Insekten. Dann schweiften, wenn irgendwelche taktisch-technischen Daten abgefragt wurden, seine Gedanken zu einem besonders interessanten Haut- bzw. Zweiflügler ab. Mitten im Nachdenken störte ihn die Frage des Zugführers: „Kanonier Schuster, was wissen Sie über die Funktion der Rohrbremse?"
Und leicht dozierend, antwortete der „Gelehrte": „Genosse Leutnant, ich kenne die Tabaniden oder auch gemeine Bremsen bzw. Dasselfliegen genannt, ziemlich genau. Es gibt so an die 3000 Arten. Zum Teil werden sie bis zu 3 cm lang. Die Männchen haben bunt schillernde, große Augen und saugen tierische bzw. pflanzliche Säfte. Die Weibchen ernähren sich nur vom Blut der Warmblütler. Aber, Genosse Leutnant, eine Rohrbremse kenne ich leider nicht!"
Hauptmann Steuer

Peinlich

In einer Kompanie gab es einige Literaturbegeisterte. Der FDJ-Sekretär machte sich die Mühe und lud einen Schriftsteller ein. Auch der Kompaniechef wollte sein möglichstes zum Gelingen des Abends beitragen. Er gab kurzentschlossen der g a n z e n Kompanie den Befehl, an diesem Abend teilzunehmen.
Der Schriftsteller war auch erfreut und erstaunt über eine so rege Teilnahme. Der Kompaniechef erklärte ihm, es sei das Literaturinteresse seiner Kompanie, das diesen Klub so fülle.
Mitten in dieser schönen Rede klopft es an die Klubtür. Soldat M. kommt herein und meldet: „Genosse Oberleutnant, Soldat M. auf Ihren Befehl zur Stelle!" *Unterleutnant Derlig*



Unweit von Loipe und Piste – der Teufelssee.

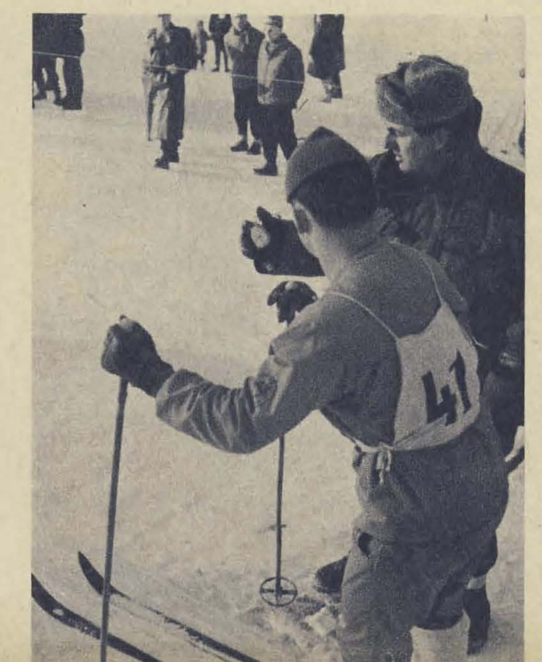
Major Ernst Gebauer

ŠUMAVA ŽELEZNÁ RUDA ŠPIČÁK

Skipatrouille im Böhmerwald

Was bleibt noch nach Monaten von einem Sportwettkampf übrig? Die Liste der Sieger? Die Belege über Einnahmen und Ausgaben und nicht verkaufte Eintrittskarten? Gewiß findet man dann noch solches in den Schreibtischen der Funktionäre und Veranstalter. Die Urkunden und Preise der Sieger? Gewiß werden sie von ihnen noch Jahre danach liebevoll bewahrt.
In der Hand halte ich einen Stapel Fotos. Ich habe sie im Böhmerwald während eines Wettkampfes, der fast ein Jahr alt ist, „geschossen". Vertraute Gesichter schauen mich an. Frohe und Enttäuschte, Sieger und Unterlegene. Tschechoslowakische und deutsche Grenzsoldaten kämpften auf Loipe und Piste. Ihre Leistungen wurden auf Zehntelsekunden genau gemessen und urkundlich festgehalten. Doch was ist mit dem, was sich zwischen Start und Ziel ereignete und sich nicht mit Stoppuhr und Bandmaß messen läßt?
Es wird auch weiterbestehen in der Erinnerung der Beteiligten. Also erinnern wir uns: Die ganze Sache begann für die deutschen Genossen mit einer Reise durch einen Teil der ČSSR zum

„. . . noch drei, noch zwei, noch eine Sekunde – Start!"




Auch in den alpinen Disziplinen kämpften die Grenzer mit größtem Einsatz um Sieg und Titel.

Wettkampfort. Und damit wir während dieser Zeit keinen Schaden an Leib und Seele nehmen sollten, hatten die tschechischen Waffenbrüder in rührender Weise für unser Wohlergehen gesorgt. Die Reiseroute führte also wohlbedacht durch Standorte tschechischer Grenztruppen, in denen ausgiebig Rast gehalten wurde. Und da frohe Reden den Appetit steigern, hatte man solches in Plana in Aussicht genommen und einen Dolmetscher bestellt. Leider war er bei unserer Ankunft noch nicht zugegen. Ein Laie auf diesem schwierigen Gebiet mußte ihn ersetzen. Doch jedes Wort der Begrüßungsrede seines Kommandeurs blieb ihm vor Aufregung im Halse stecken. Da half ihm ein Genosse unserer Delegation. Ohne zu stocken übersetzte er. Alles war zufrieden. Unsere Gastgeber wollten nun während des Essens von unserem „Dolmetscher" wissen, wo er tschechisch gelernt habe. „Ich kann kein Wort", war dessen Antwort. „Was sich Freunde bei solch einem Anlaß zu sagen haben, fühlt man doch!" Und so gab es schon vor Beginn der Wettkämpfe Beifall für einen Sieger, der Freundschaft heißt.

Und sie siegte immer wieder, auch mit Soldat Horky – wenn auch der kleine, stämmige Bursche keine Urkunde dafür mit nach Hause nehmen konnte. Beim 4 × 10-km-Staffellauf trat er als dritter Läufer seiner Staffel, Susice I, in die Spur. Seine Mannschaft führte, dicht gefolgt von der Staffel DDR I. Deren dritter Läufer, Gefreiter Grunert, war ihm schon dicht auf die Fersen gerückt. Bis zum Kilometer sieben konnte er sich gegen Grunert behaupten, dann mußte er ihm die Spur freigeben. Doch ein Unglück kommt selten allein. Ihm brach ein Ski, und so konnte er nur noch hinterhersehen, wie Grunert im Wald verschwand. Aber auch der war gegen das Unglück nicht gefeit. War es die Erregung? Der Übereifer? Er verfehlte beim Kilometer acht die Strecke und irrte auf einer anderen Spur durch den Wald. Horky versuchte, mit einem Brett weiterzulaufen. Doch wie wunderte er sich, als er weit hinter sich, quer ab vom richtigen Weg, Grunert durch den Wald laufen sah. Sollte er ihn nicht laufen lassen? Doch er tat's nicht. Er rief und winkte und schickte Grunert auf den richtigen Weg. Der Sieg war nun für seine Mannschaft endgültig verloren.

Ging es eigentlich so sehr um den Sieg des einzelnen? Natürlich, dafür war es ein Wettbewerb, und es wurde hart gekämpft, wie es sich für Soldaten gehört. Aber es ging um mehr. So fiel auch auf, daß bei den tschechoslowakischen Sportlern eine verhältnismäßig große Zahl von Offizieren an den Start ging. Es waren Kompaniechefs, z. B. Major Voytěch oder Major Vidlak. Warum wohl? Freude am Sport? Gewiß. Aber es hat auch andere Gründe, beteuerten beide. Die tschechoslowakische Staatsgrenze verläuft fast ausschließlich im Bergland. Der Böhmerwald ist ein besonderer Abschnitt. Er grenzt an den NATO-Staat Westdeutschland. Die Kompanie von Major Voytěch hat das unwegsamste Gebiet mit einer Bergwand von mehreren Kilometern Länge und einer Höhe von 1336 Metern. Auf ihr verläuft die Grenzlinie. Steil fällt sie zum Teufelssee (980 m) ab, dem gleichen See, in dem im Sommer 1964 Dokumente über die Verbrechen der Faschisten gefun-



Letzter Wechsel von DDR I: Grunert übergibt an Uhlmann – und gratuliert zum Sieg.

den und sichergestellt wurden (siehe auch „AR“ 11/64). Dicht neben dem See liegt die Unterkunft der Kompanie. Also muß der Grenzer dort im Sommer Bergsteiger und im Winter dazu Skiläufer sein. Der Winter ist dort recht lang. Und wenn Genosse Voytěch einer der eifrigsten Wintersportler der Kompanie ist, dann geschieht das nicht, um beim Ausscheid in der Kompanie den Preis zu holen, den überreicht er als Kommandeur lieber dem Besten unter den Soldaten – nein, er will auch in dieser Frage seinen Soldaten Vorbild sein, sie mitreißen. Denn: Jede Stunde Wintersport trainiert die Soldaten für den Grenzdienst.
Und die gleiche Einsicht in die Notwendigkeit gesellt sich bei Major Vidlak zur Freude am Sport, wenn er, wie sein Kommandeur, Oberstleutnant Pokorny, sagte, „mit einer ganzen Gruppe Enthusiasten des Wintersports unter den Offizieren einen Teil seines Urlaubs nimmt, um im Trainingslager der Brigade die jungen Soldaten auf die Wettkämpfe vorzubereiten.“
„Das nützt uns sehr“, fügte der Brigadekommandeur hinzu.
Und der Tag des Genossen Vidlak kam mit dem Start zum militärischen Patrouillenlauf. Nicht im leichten Laufanzug, sondern im weißen





Soldat Horky.

Kampfanzug, die MPi auf den Rucksack geschnallt, gingen die Mannschaften in die Spur. Das 14. Jahr führte Major Vidlak die Patrouille seiner Dienststelle. Den „Wolf vom Böhmerwald“ nennen sie ihn. Wegen der vielen Siege in dieser Disziplin oder wegen der vielen Erfolge im Grenzdienst? wollte ich wissen. „Für beides“, war die Antwort seiner Männer.

Nebel lag über dem Start, als Major Vidlak seine Mannschaft und wenig später Oberleutnant Schreiter die Gefreiten Nauber, Grunert und Uhlmann „Zum Wettkampf bereit!“ meldeten.

25 km lagen vor den Patrouillen. Nach 17 Kilometern konnten sie, wenn noch eine Minute der absoluten Ruhe zu finden war, mit drei Schuß auf einen 150 Meter entfernt hängenden Ballon wertvolle Punkte, die sich in kostbare Minuten umwandelten, holen.

Und gerade auf dem Schießstand entschied sich der Kampf zugunsten des „Wolfes vom Böhmerwald“. Seine Männer schossen besser. Schade um die gute Laufzeit der Genossen um Oberleutnant Schreiter; sie war hervorragend. Doch sie bezwangen absolut nicht den anderen Gegner – den Nebel.

Nicht nur die Aktiven, auch die Funktionäre waren ständig um Erfolge bemüht. Und deshalb sei auch an Major Svoboda erinnert. Als Leiter der Versorgung war er in rührender Weise um seine Gäste bemüht. Reichlich waren die Portionen zum Frühstück, besonders für die deutschen Gäste.

Was er aber nicht wußte, war, daß ein Läufer möglichst vor dem Lauf nicht viel ißt. Die deutsche Delegation bestand aber vornehmlich aus Läufern. Die Genossen aßen also mäßig und packten den Rest ein, um ihn nach dem Wettkampf zu verspeisen.

Genosse Svoboda sah nur, wie einige, die gleich nach dem Wettkampf keinen Hunger verspürten, ihre Stullen mittags zur Suppe aßen. Sofort rannte er in die Küche und tadelte den Küchenleiter, die Gäste würden nicht satt, sie würden sich sogar Stullen mitbringen. Der Erfolg einer solchen Sorge waren am anderen Tag auf allen Plätzen – Stullenpakete.

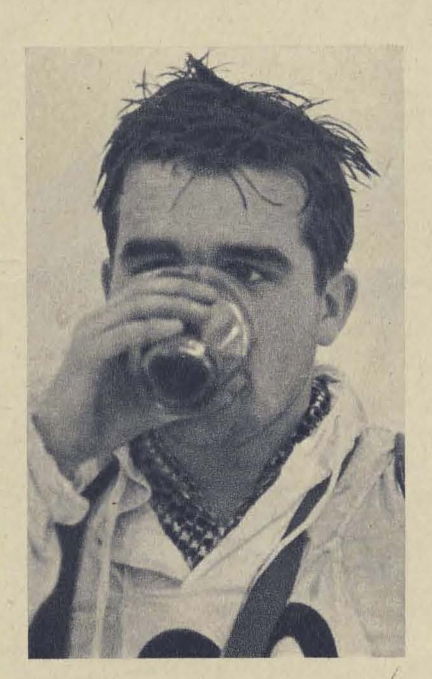




Eins der vielen kleinen Beispiele, die das herzliche Verhältnis zwischen den Soldaten unserer beiden Nachbarländer ausdrückten. So gingen die Tage des sportlichen Wettstreits in freundschaftlichem Geist zu Ende.

Und es war sicher nicht allein sportlicher Ehrgeiz, sondern auch der Wille, dem „Gegner“, in diesem Falle dem Freund, zu beweisen, daß einer sich auf den anderen verlassen kann, der sowohl die deutschen als auch die tschechoslowakischen Grenzer mit letztem Einsatz kämpfen ließ.

General Peprny, Chef der Grenztruppen der ČSSR, der oft als interessierter Zuschauer an der Loipe zu finden war, stellte befriedigt fest: „Meine Jungen kämpften hervorragend, aber die deutschen Genossen standen ihnen nicht nach. Wir können gewiß sein, der Schutz unserer Grenzen liegt in sicheren Händen, im Böhmerwald als auch in Thüringen und im Harz.“




ŠUMAVA
ŽELEZNÁ RUDA
ŠPIČÁK



Schrot-Selbstladeflinte und Monstre-PAK

Von Hauptmann Dr. M. Lachmann

In den Jahren 1935 bis 1939 fanden im faschistischen Deutschland in immer kürzeren Abständen große Militärparaden statt. Sie demonstrierten die Stärke und die Schlagkraft der technisch hochmodern ausgerüsteten Hitler-Armee. Gleichzeitig sollten sie dazu dienen, die deutsche Bevölkerung für den geplanten Krieg zu begeistern und die als Opfer vorgesehenen Staaten einzuschüchtern. Bei diesen militärischen Schauspielen erregte die neugeschaffene Panzerabwehrwaffe besondere Aufmerksamkeit.

Die kaiserliche deutsche Armee hatte während des ersten Weltkrieges keine eigentliche Panzerabwehrwaffe besessen, obwohl seit Mitte 1916 englische, französische und amerikanische Tanks in immer größerer Menge zum Einsatz gekommen waren. Das fragwürdige Tankgewehr Modell 18 und die zur Panzerbekämpfung eingesetzten Versuchs- und Beutegeschütze stellten lediglich eine Improvisation dar. Bei der Auswertung der Weltkriegserfahrungen hatte es in der deutschen militärischen Fachpresse über die Ursachen dieses offensichtlichen Mangels und über die Wege zu seiner Verhinderung beim beabsichtigten militärischen Neuaufbau eine breite Diskussion gegeben. Dabei wurden die kuriosesten Vorschläge unterbreitet. Sie reichten von einer Schrot-Selbstladeflinte zum Beschießen der Panzer-Sehschlitze, von einem großkalibrigen Maschinengewehr, einem besonderen Infanteriegeschütz, über eine spezielle Panzerabwehrkanone und das schwere Flakgeschütz bis zur schweren 10-cm-Kanone, die im Jahre 1935 zur Bekämpfung der französischen Großtanks für erforderlich gehalten wurde.

Der Generalstab des Heeres und das Allgemeine Heeresamt– sie waren für die Art und die Qualität der Bewaffnung verantwortlich – entschieden sich für ein Sondergeschütz. Gegen Ende des Jahres 1934 kamen unter dem Siegel strengster Geheimhaltung die ersten Exemplare der seit 1933 kurzfristig entwickelten 3,7-cm-Panzerabwehrkanone L/45 zur Truppe. Das Geschütz, das später die Bezeichnung PAK 35/36 erhielt, hatte eine Masse von 450 kg und besaß eine Feuergeschwindigkeit von 10–15 Schuß je Minute. Es durchschlug mit der Panzergranate 39 (Vo von 762 m/s) bei einem Aufschlagwinkel von 60° auf 457 m Entfernung eine Panzerung von 36 mm. Seine Bedienung bestand aus vier Mann.

Nachdem sich im Truppenversuch die ursprünglich pferdebespannten Panzerabwehrgeschütze als zu unbeweglich erwiesen hatten, wurden sie ab 1935 mit dem 1,32-t-Zugkraftwagen 69 (Krupp) ausgestattet und auf motorisierten Zug umgestellt. Die Panzerabwehrartillerie wurde in der faschistischen Wehrmacht der Infanterie als Sonderwaffe zugeteilt. Im Infanterieregiment wurde die (14.) Panzerabwehrkompanie mit 12 Geschützen, in der Infanteriedivision eine Panzerabwehrabteilung neu aufgestellt. Außerdem erhielten die Aufklärungsabteilungen bis Kriegsbeginn PAK-Züge zu je drei Geschützen. Das Panzerabwehrgeschütz sollte den Kampf gegen Panzer im direkten Richten aus offener, möglichst versteckter Feuerstellung auf eine Entfernung von 600 m abwärts eröffnen.

Wie alle ihre neuen Waffen erprobten die Hitlerfaschisten auch die Panzerabwehrwaffe praktisch während ihres Unterdrückungskrieges gegen das spanische Volk. Die von den Erprobungskomman-



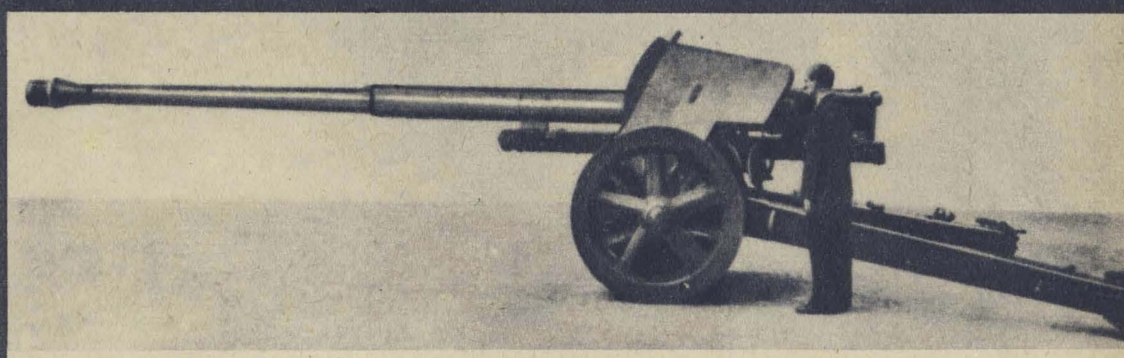
3,7-cm-PAK 35/36 mit Zugkraftwagen 69 bei einer Vorkriegsübung.

5-cm-PAK, zur Sicherung eines Flußufers eingesetzt.



dos des Heeres bei der Unterstützung der Franco-Truppen mit der PAK 35/36 gesammelten Erfahrungen sollten sich jedoch sehr bald als fragwürdig erweisen. Der Generalstab hatte bei der Entwicklung des Geschützes maximale Beweglichkeit selbst auf Kosten der Leistung gefordert. Diese einseitige Orientierung wirkte sich in Spanien, wo von beiden Seiten lediglich leichte, mit schwacher Panzerung versehene Kampfwagen eingesetzt worden sind, noch nicht nachteilig aus. Aber seit Anfang der dreißiger Jahre konstruierte man sowohl in Deutschland als auch im Ausland mittlere und schwere Panzertypen, gegen die eine Abwehrwaffe mit einem Kaliber von 3,7 cm nichts mehr ausrichten konnte. Deshalb verfügte die PAK 35/36 in Wirklichkeit bereits zum Zeitpunkt ihrer Einführung über keine Reserven mehr, mit denen die sich abzeichnende Panzerentwicklung hätte aufgewogen werden können. Das mußte sich um so bedenklicher auswirken, weil im Jahre 1935 die leichte Feldhaubitze als Standardgeschütz der Divisionsartillerie des faschistischen deutschen Heeres eingeführt wurde. Als einzige Armee der Welt verzichtete die faschistische deutsche Wehrmacht auf die leichte Feldkanone. Damit fiel die gesamte Feldartillerie faktisch für die Panzerabwehr aus.

Ab 1936 wurden mehr und mehr Stimmen laut, die Bedenken gegen die Lösung der Panzerabwehrfrage äußerten. So wurde u. a. gefordert, Panzerabwehrgeschütze auf Selbstfahrlafette wenigstens für die motorisierten Verbände einzuführen und die mittleren und schweren Feldgeschütze mit Speziallafette zur Panzerbekämpfung auszustatten. Aber diese Stimmen fanden kein Gehör. Die verantwortlichen Stellen gingen bis zu einem gewissen Grade von der damals geläufigen These aus, der Panzer sei die beste Waffe gegen den Panzer. Außerdem sah ihre fieberhafte Aufrüstung von Anfang an die Zuführung von Angriffswaffen vor. Die Umrüstung der Panzerabwehr, also einer reinen Defensivwaffe, paßte nicht in ihr Konzept. Deshalb wurden erst kurz vor Kriegsbeginn Konstruktionsaufträge für neue Geschütze – 1938 für die 5-cm- und 1939 für die 7,5-cm-Pak – erteilt. ▶



8,8-cm-PAK 43/41. Die Vergleichsperson läßt die für eine PAK ungünstigen Abmessungen deutlich erkennen.

Am 1. September 1939 standen dem faschistischen deutschen Heer insgesamt 11 200 Panzerabwehrgeschütze zur Verfügung. Aber bereits beim Überfall auf Frankreich erwies sich die Wirkungslosigkeit der 3,7-cm-Geschütze gegen mittlere und schwere Panzer. Hier mußte zum ersten Mal zu der später zur Regel gewordenen Ausnahme gegriffen werden, das 8,8-cm-Flakgeschütz 18 zur Panzerbekämpfung einzusetzen.

Gegen Ende des Jahres 1940 kam die 5-cm-PAK 38 L/60 zur Truppe. Mit ihr wurden einzelne Züge der Panzerjägerkompanien, die daneben weiter die 3,7-cm-PAK 35/36 führten, ausgestattet. Die Masse des Geschützes hatte sich mehr als verdoppelt. Sie betrug 986 kg. Durch die Steigerung der Vo auf 823 m/s sollte das Durchschlagen einer 50 mm starken Panzerung auf 1000 m Entfernung gewährleistet werden.

Nach dem verbrecherischen Überfall der Hitler-Wehrmacht auf die Sowjetunion stellte sich jedoch sehr schnell heraus, daß auch dieses Geschütz gegenüber dem sowjetischen Standardpanzer T 34 zu schwach war. Selbst die ab 1941 eingeführte 7,5-cm-PAK 40 L/46 war nicht in der Lage, die Bugteile dieses Panzers zu durchschlagen.

Ab 1942 wurde die 7,5-cm-PAK 40 die Standardwaffe der faschistischen Panzerabwehr. Ihre Masse betrug 1425 kg. Die PAK besaß eine Feuergeschwindigkeit von 12–14 Schuß je Minute. Wie die 5-cm-PAK 38 war sie mit einer Mündungsbremse ausgestattet. Mit einer Vo von 792 m/s sollte theoretisch eine Durchschlagsleistung von 94 mm auf 915 m Entfernung gewährleistet sein. Beim Einsatz an der sowjetisch-deutschen Front machte sich jedoch das relativ hohe Gewicht für den Transport im schweren Gelände, vor allem in den Winter- und Frühjahrsmonaten, sehr nachteilig bemerkbar.

Im Jahre 1943 vollzog sich an der sowjetisch-deutschen Front, der Hauptfront des zweiten Weltkrieges, der entscheidende Umschwung. Dank der erfolgreichen Tätigkeit der sowjetischen Konstrukteure und der heroischen Leistungen der Werktätigen konnte die Sowjetarmee in wachsendem Maße mit immer besseren Typen von Panzern und Selbstfahrlafetten ausgestattet werden. Dadurch geriet die Panzerabwehr der faschistischen deutschen Wehrmacht unaufhaltsam ins Hintertreffen.

Die deutschen Rüstungskonzerne, vornehmlich Krupp, entwickelten zwar während des Krieges noch verschiedene Modelle schwerer Panzerabwehrgeschütze mit Kalibern von 7,5-, 8- und 8,8 cm. Aber ihre Massenfertigung kam nicht mehr zum Anlaufen. Das scheiterte entweder an der nicht vorhandenen Kapazität in der Rüstungsindustrie oder am Mangel des Veredlungsmetalls Wolfram für die erforderliche Spezialmunition.

In größerer Stückzahl wurde seit Ende 1943 lediglich noch die 8,8-cm-PAK 43/41 L/71 herausgebracht. Sie stellte eigentlich eine Notlösung dar. So besaß das Geschütz Holme ähnlich denen der 10,5-cm-Leichten Feldhaubitze und die Räder der 15-cm-Schweren Feldhaubitze. Das hatte zu einer plumpen Silhouette geführt. Die Höhe in Feuerstellung betrug fast 2 Meter. Mit 4380 kg Masse in der Feuerstellung wog das Panzerabwehrgeschütz über 1000 kg mehr als die deutsche Schwere Feldhaubitze 36, deren Entwicklung im Jahre 1939 abgeschlossen worden war. Seine Vo lag bei 1000 m/s. Aber auch der Einsatz dieser Monster-PAK konnte die Offensive der sowjetischen Panzerverbände in den Jahren 1944 und 1945 nicht mehr aufhalten.



Die 8,8-cm-Flak mit Schutzschild für den Erdkampf hatte zwar eine hohe Durchschlagskraft, war aber wegen ihrer Masse und der damit verbundenen relativen Unbeweglichkeit als Pak-Geschütz nur eine Notlösung.

V. P. Borovička



Auf dem ruhigen Wasser im Hafen von Pearl Harbor lagen am 7. Dezember 1941 um sechs Uhr morgens die riesigen Schlachtschiffe Nevada, Arizona, Tennessee, West Virginia, Maryland, Oklahoma und California. Das Schlachtschiff Pennsylvania befand sich im Trockendock Nummer eins, und im Dock L 010 lag der Zerstörer Helene. Das Lazarettschiff Solace ankerte vor East Loch, und gegenüber dem Geschäftszentrum Pearl City lag das alte Schlachtschiff Utah vor Anker, weiterhin die Kreuzer Curtiss und Ralaigh und 6 Zerstörer. Rund um die kleine Insel Ford Island lagen weitere kleinere Kriegsschiffe, Minensuchboote und Tankschiffe. Insgesamt waren es sechsundzwanzig Kriegsschiffe mit der Flagge der Vereinigten Staaten von Nordamerika am Mast.

Einhundert Minuten später flogen drei der Schlachtschiffe in die Luft, ein anderes legte sich auf die Seite, und ein fünftes wurde größtenteils zerstört. Drei weitere wurden durch den Überraschungsangriff beschädigt. In nicht ganz zweihundert Sekunden vernichteten japanische Flieger einen erheblichen Teil der amerikanischen Schlachtflotte.

Es war ein überraschender Schlag, auch wenn er nicht ganz unerwartet kam. Eine Hauptrolle in dieser größten Tragödie zur See im zweiten Weltkrieg spielte eine Frau.

Im August 1935 legte in Honolulu ein Schiff aus Europa an. Unter anderen Passagieren verließ der Professor Dr. Bernhard Julius Otto Kühn mit seiner Familie die Kabine erster Klasse und trat in das helle Sonnenlicht. Zur Familie gehörten seine Gattin Friedl, sein Sohn Hans Joachim und seine Stieftochter Ruth, ein hübsches, zwanzigjähriges Mädchen.

Der Herr Professor war offenbar angemeldet. Er wurde mit allen Ehren empfangen, wie sie einem bekannten Anthropologen zustanden. Er war auf die Insel gekommen, um den Einfluß der japanischen Kultur auf die Entwicklung der polynesischen Völker zu studieren, die diesen Archipel bewohnten. Wer Geld hatte, der gehörte zur Gesellschaft. Die Familie des Wissenschaftlers konnte sich vom ersten Tage an zu der besten rechnen. Als Professor Kühn dann nach einigen Wochen Aufenthalt eine Prachtvilla mit wertvoller Einrichtung erstand und sie einschließlich der Teppiche und des Tafelsilbers mit einem einzigen Scheck bezahlte, stieg er zu einem der geachtetsten Bürger von Hawaii auf. Professor Kühn hatte ganz augenscheinlich erhebliche finanzielle Mittel. Sickerte doch durch, daß er sowohl in Holland wie in Deutschland Kapital besitze, von den Erträgen des durch seinen Bankier geschickt investierten Geldes lebe und sich nur für seine Wissenschaft interessiere.

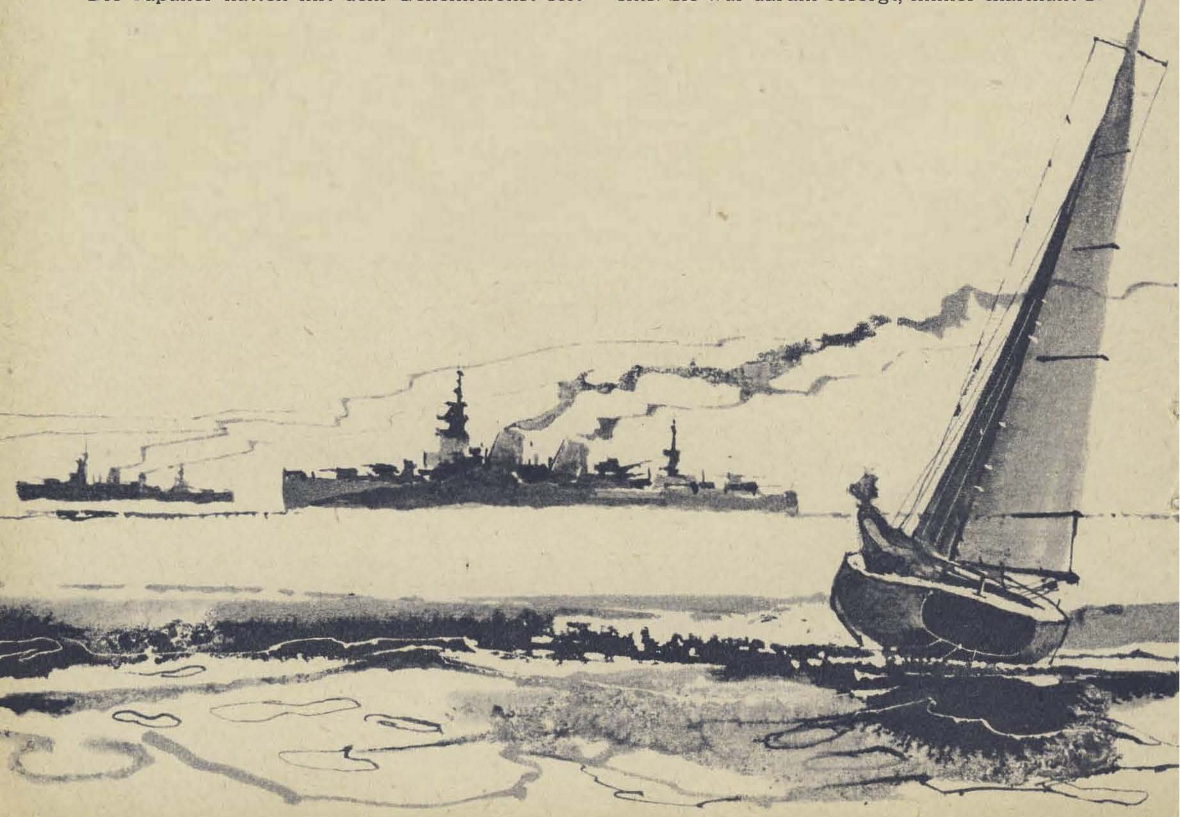
Dr. Kühn stürzte sich sofort in die Arbeit. Er bereiste mit seiner Stieftochter und Assistentin in einer Person die Insel und kannte sich dort bald ebensogut aus wie die Eingeborenen. Wenn er nicht gerade mit Forschungsarbeiten beschäftigt war, bewirtete er die Gesellschaft der Stadt und gab garden-partys. Fräulein Ruth machte mit dem einen oder anderen amerikanischen Offizier hin und wieder einen Ausflug mit dem Motorboot. Sie liebte das Abenteuer, schnelle Sportwagen und das Segeln in stillen Buchten über alles und wie es schien, auch die Männer, die ihr im wahrsten Sinne des Wortes nachliefen. Sie hatte die schöne Figur einer Sportlerin, tanzte gern, verdarb durch schlechte Laune nie ein Vergnügen, war zu jedem nett und wenn sie wollte, auch unwiderstehlich.

Die Frau Professor war eine einfache, aber nette Dame, sie kümmerte sich um den Haushalt und trat in der Gesellschaft würdig aber bescheiden auf, wie es sich für die Frau eines Anthropologen von Weltruf eben geziemte.

Sie reiste leidenschaftlich gern. Welche Frau ist nicht neugierig, wie es anderswo in der Welt aussieht?

Die Familie Kühn trat ihrem Niveau entsprechend auf. Nicht einmal der Mann, der sich für die Lebensläufe der Zugewanderten hätte interessieren müssen, der Chef des FBI auf Hawaii, Robert L. Shivers, wußte Genaueres über sie. Ganz genau aber wußte es Hitlers Propagandaminister Goebbels. 1935 hatte er neben vielen Ministerialsekretären auch einen Privatsekretär. Er hieß Leopold Kühn. Ruth war seine Schwester. Man vermutet, Ruth sei Goebbels Geliebte gewesen. Das läßt sich nicht beweisen. Es ist nicht bekannt, welche Beweggründe ihn dazu führten, der Familie Kühn eine delikate Aufgabe zu ver-

mitteln. Es ist aber wahrscheinlich, daß er daran interessiert war, sie in Übersee zu wissen. Goebbels wollte sich eigene Informationsquellen schaffen. Dabei half ihm Dr. Klaus Haushofer, der gemeinsam mit seinem Vater, General Haushofer, am Geopolitischen Institut der Berliner Universität arbeitete. Dort wurden praktisch Spione ausgebildet, mit denen dann verantwortungsvolle Stellen im diplomatischen Dienst besetzt wurden.
General Haushofer war jahrelang in Japan gewesen und kannte die dortigen Verhältnisse. Er hatte viele gute Bekannte im Land der aufgehenden Sonne. Es ist anzunehmen, daß er mit dem japanischen Geheimdienst in direkter Verbindung stand, und es ist daher nicht ausgeschlossen, daß ihm dessen Vertreter die Bitte übermittelten, mehrere weiße Männer oder Frauen für Tokio anzuwerben. Goebbels erwähnte Ruth Kühn und ihre Familie, und der alte General erwarb sich Verdienste auf beiden Seiten, und die schöne Ruth Kühn ging mit ihrem Stiefvater nach Honolulu. Professor Kühn brachte für die neue Aufgabe die besten Voraussetzungen mit. Er war im ersten Weltkrieg nach Untergang seines Schiffes als Matrose in englische Gefangenschaft geraten. Dort war er nicht müßig und erlernte die englische Sprache. Nach dem Kriege studierte er Medizin und wurde Mitglied eines Freikorps, bis er schließlich in Hitlers NSDAP landete und unter Heydrich in den faschistischen Sicherheitsdienst aufgenommen wurde.
Der bekannte Professor der Anthropologie und routinierte Spion organisierte den Spionagedienst im pazifischen Raum anfangs für Hitler, später aber durch die Vermittlung Professor Haushofers auch für die Japaner, die ihn in diesem Teil der Welt dringend brauchten.
Die Japaner hatten mit dem Geheimdienst seit jeher Schwierigkeiten. Ein Japaner kann sich auch bei der perfektesten Beherrschung einer Fremdsprache nicht für einen in Australien aufgewachsenen Amerikaner oder für einen Argentiniendeutschen ausgeben.
Wann und wie japanische Geheimdienstoffiziere mit Ruth Kühn und ihrem Stiefvater einig geworden waren, läßt sich nicht mehr feststellen. Das wurde nicht einmal in dem Prozeß ermittelt, den die Amerikaner später gegen die Familie angestrengt hatten. Sicher aber ist, daß es sich um einen festen Vertrag gehandelt hatte. Er war sicherlich von dem unauffälligen Hausmütterchen, Frau Kühn, bei ihren Reisen ins Land der aufgehenden Sonne fixiert worden.
Eines Tages fühlte sich die Familie Kühn in ihrer Luxusvilla nicht mehr wohl. Das gesellschaftliche Leben war dem Professor für seine wissenschaftliche Arbeit zu laut. Kühns trugen sich mit dem Gedanken, wegzuziehen. Miß Ruth fuhr mit ihrem Stiefvater eine Zeitlang von Insel zu Insel, bis sie schließlich gefunden hatten, was sie brauchten: Die Insel Oahu. Die Wohnung war zwar kleiner und bei weitem nicht so luxuriös wie die Villa auf Hawaii, und auch der Ort war nicht besonders ruhig: Er lag in unmittelbarer Nähe des gewaltigen amerikanischen Flottenstützpunktes Pearl Harbor.
Die schöne Ruth hatte sich für die Spionagearbeit gewissenhaft vorbereitet. Sie wußte aus Erfahrung, wie schwierig es ist, in die geschlossene amerikanische Gesellschaft einzudringen. Diese sondert sich im Ausland von den übrigen Menschen ab. Sie brachte von ihrem bisherigen Wirkungskreis auf Hawaii die erforderlichen Empfehlungsschreiben mit. Es dauerte vielleicht nicht einmal eine Woche und sie wurde bei der Honoration des Ortes zur Sensation Nummer eins. Sie war darum besorgt, immer charmant zu



sein, sie verstand es, die Männer zu gewinnen und schaffte es sogar, sich mit deren Gattinen anzufreunden. Das war für ihre Arbeit eine über alle Maßen wertvolle und nützliche Eigenschaft.

Als sie in den Kreis der Marineoffiziere eingedrungen war, von denen es hier Hunderte gab, als sie nicht nur Zugang zu deren Gesellschaft gefunden hatte, sondern auch zum Kasino, und als sie sich schließlich mit einem von ihnen verlobt hatte, da hätte sie sagen können: So, jetzt habe ich alles, was ich brauche, denn aus so vielen Bekannten läßt sich so manches herausziehen. Ruth Kühn ging aber mit viel größerer Gewissenhaftigkeit an die geplante Aktion heran.

Eines schönen Tages wurde in der belebtesten Straße von Pearl Harbor ein auffallender Schönheitssalon eröffnet. Inhaberin Ruth Kühn. Stille Teilhaberin ihre Mutter Friedl Kühn. Es war ein luxuriöses Unternehmen: Der Friseur war aus Hollywood gekommen, die Masseuse aus Paris, die Handpflegerinnen stammten aus London, und vor der Tür stand ein zwei Meter großer Neger in der Livree eines Operettengenerals. Die Kosmetika lieferte Elisabeth Arden, die Parfüms die Pariser Firma Coty.

Ein Institut de beauté ist ein teurer Betrieb. Die Frauen der Offiziere haben in Pearl Harbor keine Gelegenheit, Geld auszugeben, hier gibt es nur Docks und Militärbaracken und Tausende Soldaten und nur die Farben der Marine und militärische Objekte, zu denen der Zutritt streng verboten ist, und Golf- und Tennisplätze und sonst nur Hitze und die stechende Sonne, die auch die frischeste zwanzigjährige Blondine innerhalb eines Jahres ausdorrt. Die Frau Kapitänleutnant, die Frau Kapitän und die Frau Oberst tun alles, um sich ihre hinwelkende Frische zu erhalten. Vielleicht wird nirgends auf der Welt soviel geschwatzt wie in einem Damensalon, in einem Masseursalon oder im „Institut de beauté“. Die Trockenhaube, über die neue Dauerwelle gestülpt, ist wie ein Beichtstuhl.

„Mein Mann dient auf der ‚West Virginia‘. Sie kennen sie doch, es ist diese riesige schwimmende Kaserne mit ihren fast tausend Mann Besatzung. Sie lichtet übermorgen die Anker, daher diese extravagante Frisur.“ Wer weiß, für wie lange sie von ihm wieder Abschied nehmen muß. Die eine erwartet ihren Liebsten, der morgen auf dem Flugzeugträger „Enterprise“ landen soll, die andere sagt, ihr Gatte steche morgen mit der „Hornet“ in See, die dritte prahlt mit ihren Kenntnissen über den Giganten „Lexington“.

Miß Ruth arbeitete selbstverständlich nicht. Sie beaufsichtigt die Angestellten, geht unter den Damen der Honoration auf und ab und spitzt die Ohren. Die alte Dame Friedl im eleganten Gesellschaftskleid sitzt gelangweilt und schläfrig in einem zierlichen Korbsessel, das Gesicht zwei Ventilatoren zugekehrt, lauscht aber aufmerksam, und wenn sie für eine Weile verschwindet, dann nicht etwa, um sich auf einer Liege etwas auszuruhen, sondern um jede Kleinigkeit zu notieren. Am Abend hat der japanische Generalkonsul, Herr Kita, alle Informationen auf seinem Tisch. Das japanische Generalkonsulat hatte das Recht, chiffrierte Depeschen nach Tokio zu schikken, und Tokio konnte seinem Repräsentanten ebenfalls verschlüsselte Weisungen geben. Verschiedenen Quellen gemäß verfügte diese Spionagezentrale, getarnt durch das Mäntelchen des diplomatischen Dienstes, Anfang 1941 über zweihundertdreißig eigene Agenten.

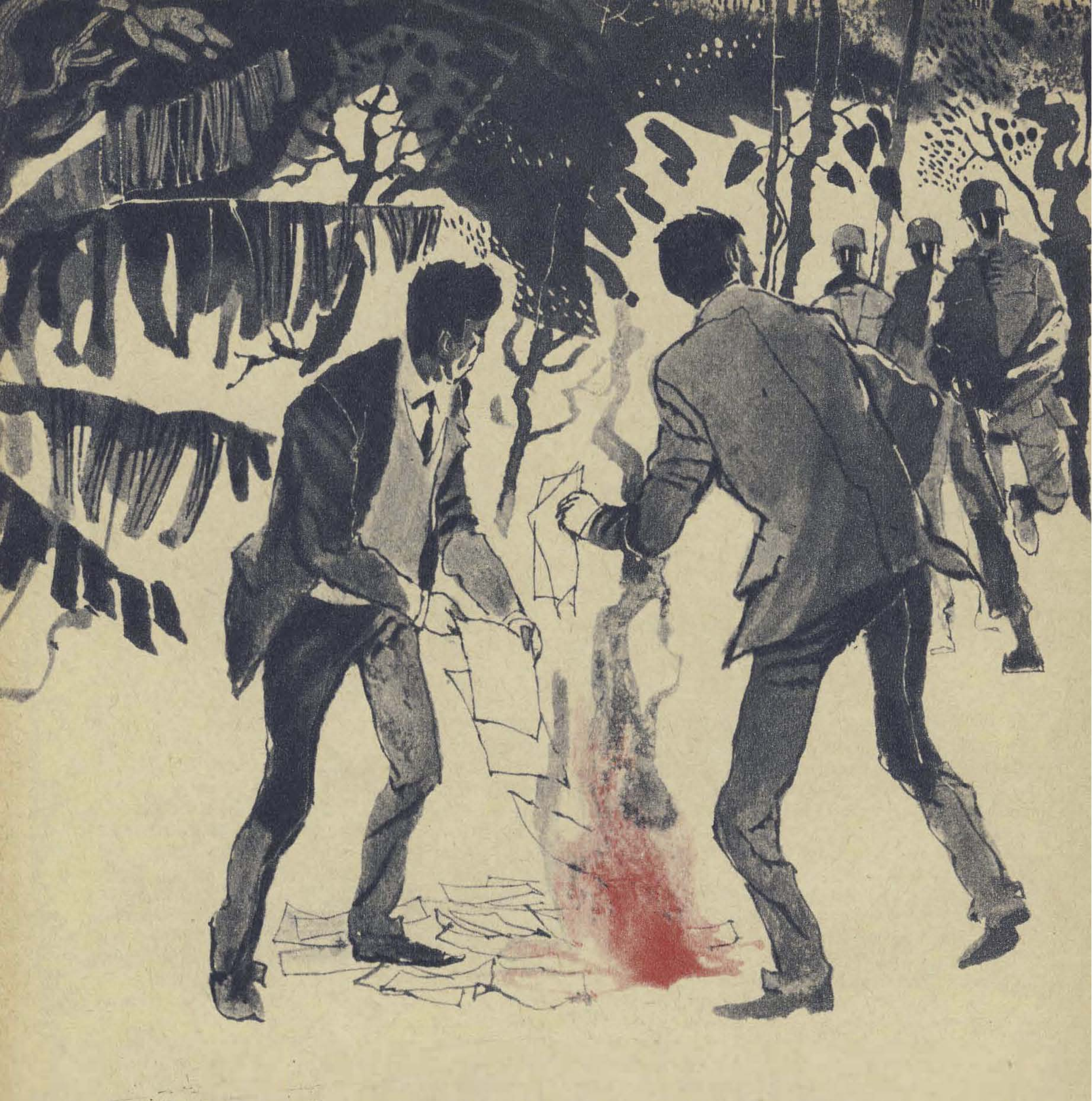
Um von den Amerikanern geheime Informationen zu erfahren, genügten manchmal ein paar Gläschen Saké und ein paar Fragen durch Geishas im Restaurant „Sunte-Ró“, von dem aus man den Hafen überblicken konnte. Aber das genügte dem japanischen Generalstab noch nicht. Der Marineleutnant Suguri Suzuki kam auf dem Schiff Taiyo Maru nach Honolulu und ging mit einem Sonderauftrag an Land. Schon seine Reise zu der Insel führte über Umwege. Das Schiff mied die üblichen Routen, kreuzte zwischen den Aleuten und den Midway-Inseln und steuerte Hawaii aus einer ganz ungewöhnlichen Richtung an, aus der kein einziges Schiff die Insel anlief. Es handelte sich um einen Versuch und um eine sorgfältige Analyse der Windverhältnisse auf dieser Route, die später der Konvoi japanischer Kriegsschiffe befahren sollte.

Auch auf Oahu hatte er genau umrissene Aufgaben. Er spionierte im Hafen herum, hielt sich in Seemannskneipen auf, biederte sich mit betrunkenen Matrosen an, fuhr dann eines Tages zum Flugplatz John Rogers Airport und erstand ein Billett zu einem Rundflug. Er hatte einen Fotoapparat und darüber hinaus noch eine Filmkamera mit. Niemand nahm daran Anstoß. Es durfte überall fotografiert und gefilmt werden; Hawaii war das Paradies von Touristen aus der ganzen Welt.

Mit der Taiyo Maru war aber noch ein Spion mit Sonderauftrag angekommen. Er sah aus wie ein Staubsaugervertreter, war in Wirklichkeit aber der Kapitän eines der modernsten japanischen U-Boote. Er aalte sich am Strand in der Sonne, schlürfte in der Hotelhalle eisgekühlte Getränke, saß in der Bar herum und segelte, hatte aber nur ein Interesse: Zu erfahren, wie von Land aus das Unterwassernetz geöffnet wurde, das feindlichen U-Booten das Eindringen in die Bucht unmöglich machte.

Eines Tages war der sympathische Japaner in der mehrfarbigen Badehose verschwunden. Auch der Stammgast im Restaurant „Sunte-Ró“ kam zu keinem abendlichen Plausch mehr. Der japanische Frachter Taiyo Maru steuerte mit Volldampf der Heimat zu.

Im Postschließfach Nr. 1476 der Hauptpost in Honolulu aber lag eine Ansichtskarte mit Grüßen von Jimmy. Miß Ruth wußte, wann und wohin sie kommen sollte. Vizekonsul Okuda hatte genaue Instruktionen. Sein Chef hatte am 2. Dezember wörtlich telegrafiert: „Von diesem Augenblick an scheuen Sie keine Mühe, und geben Sie mir täglich Nachricht. Führen Sie in allen Meldungen an, welche Schiffe, Flugzeugträger und Kreuzer sich im Hafen befinden, ob über Pearl Harbor Sperrballons sind oder ob anzunehmen ist, daß welche gestartet werden. Geben Sie auch bekannt, ob die Schiffe mit Torpedoschutznetzen ausgerüstet sind.“ Ruth Kühn und Okuda wurden sich einig. Fünfzehntausend Dollar auf die Hand, der Rest von Fünfunddreißigtausend muß in Tokio ausbezahlt werden, wo im Falle eines



Krieges die Familie Kühn Zuflucht finden soll. Vizekonsul Okuda machte die Spionin darauf aufmerkam, daß die Übergabe von Informationen jetzt etwas schwieriger werden dürfte. Die bisherige Methode sei nicht sicher genug, daher würde knapp hinter der Grenze der Hoheitsgewässer ein japanisches U-Boot vor Anker gehen, das zur festgesetzten Stunde den täglichen Rapport übernehmen würde.
Miß Ruth war einverstanden. Sie liebte das Meer, schwamm gern, und Segeln war ihre große Leidenschaft. Sie kaufte sich also das schönste Segelboot, das sie finden konnte, der Herr Professor mietete am Strand der Bucht Lanikai einen kleinen Weekend-Bungalow, und Miß Ruth glitt mit ihrem Boot, das einen auffallenden Stern am Klüversegel trug, Abend für Abend über das blaue Wasser. Sie verspätete sich auch oft und kehrte erst nach Anbruch der Dunkelheit zum Anlegesteg beim Bungalow zurück.

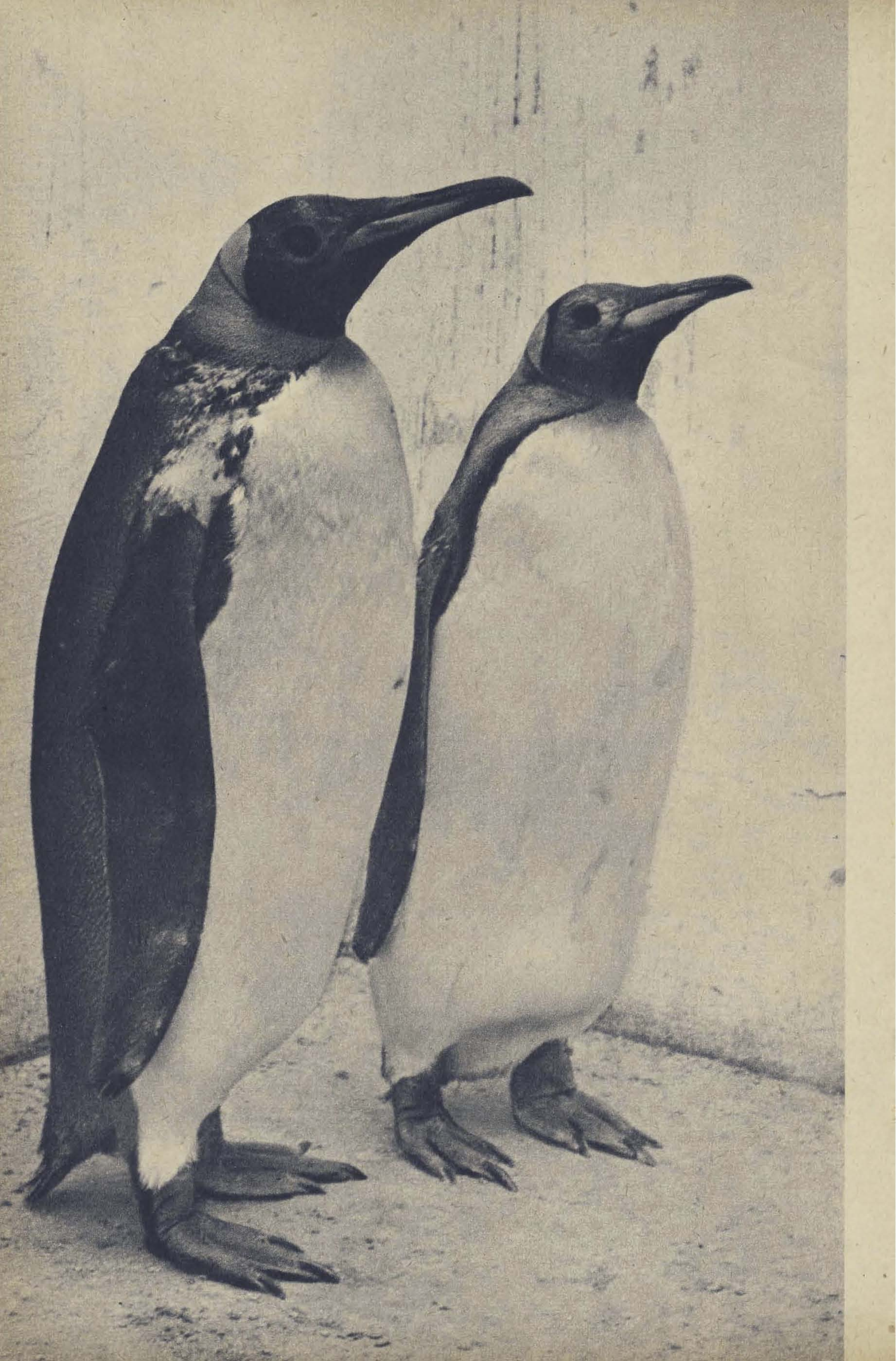
Leitender Offizier der Agentur des FBI auf den Hawaii-Inseln war Robert L. Shivers. Ihm standen insgesamt nur sieben Mann zur Verfügung. Das war im Hinblick auf die Bedeutung des Flottenstützpunktes Pearl Harbor nicht gerade viel. Im Hafen befand sich außerdem noch eine Spionageabwehr der Marine, der allein an aktiven Offizieren mehr als das zehnfache zur Verfügung stand.
Jedoch die sieben Agenten des FBI gingen nicht mit geschlossenen Augen auf der Insel umher. In der Zeit, als die Familie Kühn auf Hochtouren arbeitete, kreuzten sie mehrmals ihren Weg. Der amerikanische Geheimdienst hatte nämlich einige japanische Chiffren in die Hände bekommen. Die Amerikaner fingen aber keine militärischen Angaben auf, die durch die Agentenfamilie Kühn geliefert worden waren, vermerkten jedoch ein an Tokio gerichtetes Ansinnen, in dem der japanische Resident die Bestätigung über die



Illustrationen: Karl Fischer

Verläßlichkeit eines Ehepaares Fridell anforderte, das sich auf Hawaii befinden sollte.
Die Agenten des FBI stellten Ermittlungen an. Auf der Insel lebte kein Ehepaar mit diesem Namen. Als sie sich mehrere Tage lang den Kopf zerbrochen hatten, kam einer von ihnen darauf, daß der Rufname der Gattin dieses sonderbaren, vermögenden Professors Friedl lautete. Ein Zusammenhang – oder ein Zufall?
Sie nahmen den Herrn Professor und seine angesehene Familie unter die Lupe und stellten fest, daß durch die Rotterdam Bank Assoziation in Holland erhebliche Summen auf sein Konto überwiesen wurden, wobei nicht nachzuweisen war, wofür, da er doch nichts verdiente und dennoch auf großem Fuß lebte. Jedermann war bekannt, daß seine Stieftochter fast ausschließlich mit Offizieren vom Flottenstützpunkt Pearl Harbor verkehrte. Die Agenten des FBI kamen ebenfalls dahinter, daß Frau Friedl vor kurzem von einer längeren Japanreise zurückgekehrt war, sie entdeckten verdächtige Details, die auch einem Polizeibeamten von durchschnittlicher Intelligenz genügen müßten, daraus die einzige Schlußfolgerung zu ziehen: Der Herr Professor und seine Familie sind zum mindesten verdächtige Personen.
Aber Kompetenzstreitigkeiten zwischen dem FBI und der Spionageabwehr der amerikanischen Marine lähmten die Arbeit, und es war noch gar nicht lange her, als Robert L. Shivers von seinem Chef Hoover folgende Anweisung erhalten hatte: „Ihre Dienststelle trägt zur Zeit keine Verantwortung für die Kontrolle der japanischen Spionagetätigkeit in diesem Raum“.
Warum sollten sie sich darum kümmern, wenn es sie amtlich nichts anging? Sie ließen die schöne Miß Ruth ungeschoren. Mochte die Marine den Professor und seine ausgekochte Familie bewachen, wenn man auf die Blaujacken in Washington so große Stücke hielt! Außerdem: In der Schlußphase dieses großen Spiels benutzten die Japaner zur Nachrichtenübermittlung keinen Geheimsender und sie griffen auch nicht zu komplizierten Chiffren, da ihnen das alles zu gefährlich erschien. Sie wählten die einfachste und daher auch sicherste Methode – das Signalisieren, das schon seit Jahrtausenden bekannt ist. Die Hauptrolle fiel wiederum Ruth Kühn zu.
Es kommt doch niemand auf den Gedanken, daß ein gewaschenes Bettlaken, das Miß Ruth bei ihrem Bungalow am Strand Lanikai an der Sonne trocknet, für ein U-Boot, das gute fünfzehn Kilometer von der Küste entfernt vor Anker liegt, den genauen Lagebericht über den Flottenstützpunkt Pearl Harbor bedeuten könnte. Später wurden die Reste dieser einfachen Chiffre gefunden, durch die die Japaner bis zum letzten Augenblick die neuesten Informationen erhielten. Die Informationen waren in sieben Hauptgruppen unterteilt und fortlaufend numeriert:
1 = Schlachtschiffe und Aufklärungsfahrzeuge verlassen den Hafen.
2 = Flugzeugträger verlassen den Hafen.
3 = Eine ganze Flotille ist ausgelaufen, usw., usw.
Jede mögliche Situation hatte ihre Nummer, sie war genau festgelegt und hatte mehrere Varianten für den Fall, daß unter veränderten Bedingungen signalisiert werden mußte. Wenn im Bungalow am Strand Lanikai von acht bis neun

(Fortsetzung auf Seite 72)



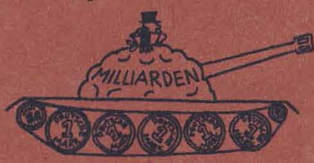

marine
smarine

AR-COCKTAIL

Bonn-Bonn's

„Du, NOK-Präsident Daume teilte der Presse mit, daß er 2193 Krawatten besitze!“ – „Durch die Sporterfolge der DDR werden Daumes Krawatten ja auch besonders strapaziert!“ – „Wieso, Tünnes!“ – „Na – ihm platzt dauernd der Kragen!“

„Du, wie die ‚Frankfurter Rundschau‘ feststellt, fehlen die Geldmittel für den Ausbau des Kanalnetzes!“ – „Tja, die Kanäle bleiben leer, denn die veranschlagten 3 Milliarden Mark fließen in Rüstungsunternehmen!“ – „Verstehe – die können den Kanal nicht vollkriegen!“



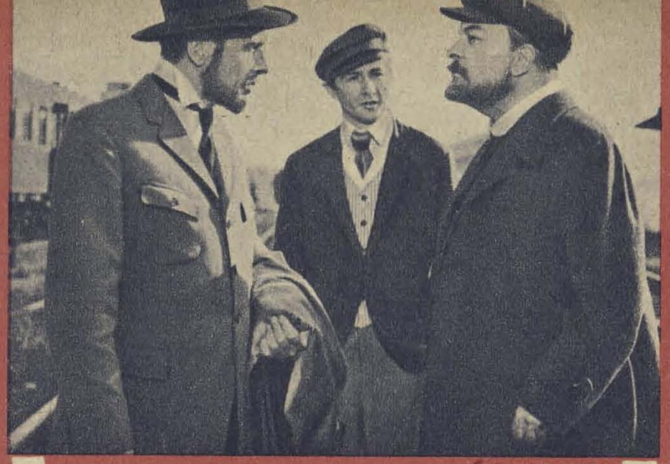
Zeichnung: Paul Klimpke

„Du, das bayrische Innenministerium zweifelt, ob es eine Rechtsgrundlage für das Verbot von SS-Treffen gebe. Aber Veranstaltungen dieser Art würden beobachtet!“ – „Wahrscheinlich von einem ‚Völkischen Beobachter‘!“

„Tünnes, im Bonner Parlament geht es immer noch um die restlichen Notstandsgesetze!“ – „Weiß ich, aber der Einfachheit halber wird jetzt die Bezeichnung Notstands-Gesetze abgekürzt!“ – „Wie, Tünnes?“ – „Ganz einfach: NS-Gesetze!“

„Du, die ‚Frankfurter Rundschau‘ stellt fest, daß die Schiebergeschäfte amerikanischer Besatzer rapid zugenommen haben!“ – „Ja, einen großen Posten Schmuggelgut hat man jetzt in einem US-Camp in den Heizungsanlagen gefunden!“ – „Verstehe: alles ‚heiße‘ Ware!“

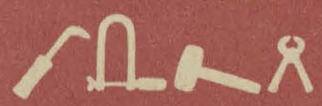
H. Lauckner



(UdSSR)

„Lenin in Polen“

Am 8. August des Jahres 1914 betrat ein Mann die Einzelzelle Nr. 5 im Gefängnis von Nowy Targ, einer polnischen Kleinstadt. Ruhig ließ er sich am Tisch nieder. Und die Armseligkeit der Zelle verblaßte vor der zwingenden Persönlichkeit. Es war Lenin.
So beginnt der Film „Lenin in Polen“.
Von polnischen Polizeibeamten der Spionage für die zaristische Regierung beschuldigt, wurde Lenin kurz nach Beginn des ersten Weltkrieges verhaftet. Ein Paradoxon, denn eben jene Regierung, für die er angeblich Spionage treiben sollte, zwang ihn, außerhalb seiner Heimat in der Emigration zu leben. Poronin, ein kleiner Ort im österreichischen Teil Polens wurde in den Sommern 1913 und 1914 zur neuen Heimat. Und hier in Poronin, aber auch in Krakau, Warschau und in Torun spielt Sergej Jutkewitschs Film.
Tatsächlich werden in seinem Verlauf nur die wenigen Tage Lenins im Gefängnis geschildert. Dennoch ist der Zuschauer vom ersten bis zum letzten Filmmeter gepackt von der lebendigen und großen Fülle der Gedanken. Und stärker noch als in Jutkewitschs „Erzählungen über Lenin“ erleben wir den schlichten, klugen, warmherzigen Menschen: Auf der Wanderung durch die geliebte Tatra, bei Hirten und Holzfällern, im Kino; Lenin im Kreise der Familie, bei einfachsten Arbeiten. Und stets der große Revolutionär, der geniale Marxist. -Rs-



„Einmotten" oder winterfest machen

Es ist in jedem Jahr das gleiche. Je mehr Blätter von den Bäumen fallen, um so weniger zweirädrige Untersätze bevölkern unsere Straßen. Zugegeben: das Einmotten des Mopeds, Rollers oder Motorrades ist für viele eine entschuldbare Handlung, weil sie entweder „Ersatzverkehrsmittel" zur Hand haben oder ihnen ganz einfach im Winter die zwei Räder zu unsicher sind.
Auf einen längeren Winterschlaf aber sollte das Fahrzeug vorbereitet werden. Der (warmgefahrene) Motor erhält zur Konservierung eine Überdosis an Öl, indem vor dem Abstellen einige Takte lang der Lufthebel geschlossen und zusätzlich das Luftfilter verdeckt wird. Die Kraftstoffanteile verdampfen im warmen Motor, und zurück bleibt ein schützender Ölfilm. Zum Konservieren kann auch dünnflüssiges Mineralöl (z. B. Mot 10) in Kerzenloch und Ansaugöffnung gegeben werden. Mehrmaliges Durchtreten verteilt das Öl. Die Maschine wird dann so aufgebockt, daß beide Räder entlastet sind. Die Batterie wird gut geladen und an einem warmen Ort aufbewahrt.
Daß jedoch die Zweirädrigen auch im tiefsten Winter nicht ganz von der



Mitteldeutscher Verlag Halle, 380 Seiten, 7,– MDN

Wolfgang Schreyer: „Fremder im Paradies"

Jeder Leser weiß, was er von „einem Schreyer" zu erwarten hat: Unterhaltung, die nicht ins Triviale abgleitet; Spannung, die sich vor einem recht realen Hintergrund aufbaut; Tatsachen, wissenswert, geschickt vermittelt und höchstes Staunen hervorrufend, woher der Autor sie weiß und wie nahtlos er sie seiner Geschichte einfügt. Schreyer war immer hautnah am Geschehen, und seine Geschichten waren heiß in mehrerlei Hinsicht.

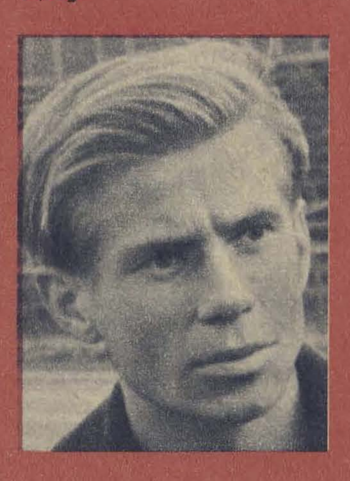
Und nun stutzt man und glaubt, einem Druckfehler auf die Spur gekommen zu sein: Danny Wolfe, Star der britischen Kampfschwimmerverbände, trifft im Dezember 1972 auf der Paradiesinsel im Indischen Ozean ein. Falsch! Der Autor, bislang der Gegenwart eng verbunden, nimmt die nahe Zukunft mit in sein Buch hinein. Und das gelingt verteufelt gut. Die Wirbel, in die Wolfe gerät, fesseln auch uns. Unter Wasser, in den verwirrenden Riffen der Südsee, im Kampf gegen einen routinierten Froschmann, der versucht, den Sperrkreis um die Marineversuchsstation zu durchbrechen, in einer mörderischen Umwelt, vermag Wolfe sich zu behaupten. Doch an Land drohen größere und weniger erkennbare Verlockungen, denen er sich nicht gewachsen fühlt. Verwirrend ist das Geheimdienstmilieu; berauschend die Atmosphäre im „Stardust", einem Hotel der internationalen Sonderklasse; faszinierend der Gefechtsstand von Berenice, in dem sich ihm modernste Militärtechnik enthüllt; fremd und dunkel sind die Menschen, die ihn umgeben, dabei ist Anja von schillernder Schönheit.

Schreyer eröffnet sich und dem Leser eine bislang fast unbekannte Landschaft: die Unterwasserwelt. Er führt uns in düstere Bezirke der Geheimdienste; vermittelt uns die Existenz einer Technik, die kaum glaubhaft ist, obwohl er nichts schildert, „das nicht heute bereits möglich wäre oder schon geschieht", zeigt uns supermoderne Unterdrückungs- und Ausbeutungsmethoden der Engländer. Er brilliert in seinen Dialogen und behält auch noch so viel Witz, um dem turbulenten Geschehen und finsteren Machenschaften die nötige ironische Distanz zu verleihen. *Thomas*



UNTEROFFIZIER BERND DIESSNER

Geboren: 16. März 1946 in Aken. Beruf: Klempner und Installateur. Klub: ASK Vorwärts Potsdam. Größte Erfolge: Sieger über 5000 m und 10 000 m bei der Kinder- und Jugendspartakiade, Dritter der Europameisterschaft über 5000 m in Budapest 1966. Größe: 1,70 m, Gewicht: 58,5 kg.



Genau vier 5000-m-Läufe hat Bernd Dießner erst bestritten – wettkampfmäßig natürlich. Es gab viele, die offen Zweifel äußerten, ob es nicht schon zuviel des Guten wäre, einen solch jungen Mann wie ihn auf die Langstrecke zu schicken. Doch der 20jährige Bernd belehrte – wie auch der Leipziger Jürgen Haase (21 Jahre) – alle Skeptiker. Seinen ersten 5000-m-Lauf bestritt er als Ausdauerprobe, der zweite brachte ihm den Spartakiadesieg in Berlin, der dritte öffnete ihm das Europameisterfinale in Budapest.• Ja, und der vierte „5000er" – von ihm schwärmen noch heute alle, die ihn miterlebten. Nicht allein, daß der blonde Potsdamer in neuer persönlicher Bestzeit von 13 : 47,8 min völlig unerwartet die Bronzemedaille errang – es imponierte vor allem die Art, wie er den dritten Platz belegte. „Kaltschnäuzig und überlegt wie ein alter Routinier lief er", urteilte Hans Grodotzki. „Ich rechne stark mit ihm für die nächsten Olympischen Spiele." Wie er zum ASK kam? Kurt Eins' Eltern wohnen noch heute in Aken an der Elbe. Bei einem Sportfest sah er 1963 den Bernd laufen. Seither nahm er ihn unter seine Trainer-Fittiche . . . KW

Bildfläche verschwinden, dafür sorgen unter anderem jene, denen sich im Urlaub die einzige Möglichkeit bietet, die fern vom Garnisonsort schlummernden PS zu wecken.

Doch das sollte im Winter nur sehr vorsichtig geschehen. Was noch im Herbst harmlose Feuchtigkeit war, verwandelt sich im Winter in schlüpfrigen Matsch oder in spiegelblankes Schliddereis. Und da helfen keine PS, sondern nur ganz zarte Bewegungen mit der Gashand. Übrigens fahren unter solchen Umständen nur potentielle Selbstmörder noch mit Reifen, denen man nur mit viel Mühe an den Schultern ansehen kann, daß sie einmal mit Profil versehen waren.

Auch gegen die winterlichen Temperaturen sollte man sich rechtzeitig wappnen. So ist eine Verringerung des Wärmewertes der Zündkerze angebracht, da einmal der Motor kaum die volle Betriebstemperatur erreicht und zum anderen mit dieser Verringerung das Startverhalten verbessert wird.

Der Batterie tut es gut, wenn ihr vom Regler eine höhere Ladespannung zugewiesen wird. Doch das läßt man am besten von einem Fachmann einstellen.

Daß schließlich Lenkerstulpen zwar nicht sehr elegant aussehen, dafür aber zu warmen Händen verhelfen, und Zeitungspapier in den Stiefeln und unter der Oberbekleidung vor Kälte schützt, darauf sei am Schluß noch verwiesen. G. K.

Der moderne Panzer oder Schützenpanzerwagen ist in vielen Fällen ein Amphibienfahrzeug. Die Gründe dafür liegen auf der Hand oder, besser gesagt, am Charakter der Landschaften. In Mitteleuropa trifft man alle 60 km auf ein Wasserhindernis von 60 bis 200 m Breite.

Wie solche natürlichen Hindernisse die Angriffsoperationen von Truppen beeinträchtigen können, bekam auch das anglo-amerikanische Oberkommando in den letzten Wochen des zweiten Weltkrieges zu spüren. Am 8. Februar 1945 sollten zwei alliierte Stoßgruppen Teile der faschistischen Wehr-

Wir pressen uns eng an den Deich. Trotz Watteanzug – Kälte und Schnee finden ihren Weg. Uns wird langsam feucht um den Bauch. Wir, das ist die Besatzung des Spitzenfahrzeuges einer Vorausabteilung, bei der ich zugestiegen bin.

Sturm über den Strom

Noch immer sind wir außer Atem. Es war eine Hetzjagd bis hierher. Zur Mittagszeit kam der Befehl: „Vorstoßen bis zur Elbbrücke von R., die Brücke nehmen und bis zum Eintreffen weiterer Kräfte halten!"
Nun liegt die Brücke vor uns. „Zerstört!" sagte uns ein Schiedsrichter. Sind wir doch zu spät gekommen? Uns ist nicht wohl zumute bei diesem Gedanken.
Wir starren hinüber nach R. Es wird bereits dunkel. Langsam zerfließt die Silhouette der Ortschaft, wird von der Nacht verschluckt. Ein Wintertag ist eben zu kurz. Gleichmäßig stößt sich die Strömung an den Buhnenköpfen. Uns ist,

**macht westlich des Rheins zerschlagen. Die Faschisten sprengten die Dämme der Rur, der Fluß trat über die Ufer. Der Angriff der südlichen Gruppierung der Anglo-Amerikaner verzögerte sich um 15 Tage, erst am 23. Februar griff sie in den Kampf ein.
Das geschah vor über zwanzig Jahren. Seit dieser Zeit hat das Militärwesen eine umwälzende Revolution erfahren. Die Landstreitkräfte verfügen heute über moderne Amphibienfahrzeuge. Unser Reporter erlebte das Forcieren eines Flusses und meint trotzdem: Wasser ist noch immer ein schwer zu nehmendes Hindernis.**





als murmelte der Fluß: „Ihr kommt zu spät, zu spät, zu spät . . ."
Ich gehe zu den Fahrzeugen zurück. Das Ende des Tages hatte ich mir anders vorgestellt, dabei hatte er so verheißungsvoll begonnen. In breiter Front trat unser Verband am Morgen zum Angriff an. Panzer und Mot.-Schützen drangen tief in die Verteidigung des „Gegners" ein, wehrten erfolgreich dessen Gegenangriffe ab. Mittags waren wir in K. Am Ortsausgang erhielten wir den Befehl zum Vorstoß. Doch wir stießen ins Leere, der „Gegner" zog sich kampflos zurück. Der Erfolg war gleich Null. Nun liegen wir an der Elbe und machen lange Gesichter: 200 Meter Wasser, und der Schwung eines ganzen Tages kann zum Erliegen kommen.
Jemand sagte mir, der Kommandeur sei auf der vorgeschobenen Beobachtungsstelle eingetroffen. Ich lasse mir den Weg zeigen. In der Flußniederung muß ich einige Waldstücke durchqueren. Es ist stockdunkel. Über Stubben und Wurzeln stolpere ich vorwärts.
Aber was ist das? In einem Wäldchen, das ich durchstreife, rumort es. Motoren heulen auf, Kommandos erschallen, Äste knacken. Als ich näher komme, sehe ich die Umrisse tonnenschwerer Kolosse. Schwere Schwimmwagen „K 61", größer als Panzer und bald Schiffen ähnelnd, schieben sich ins Dickicht. Schwere LKW mit Pontons kriechen dicht neben Panzern unter die Bäume, Schlauchboote werden nahe ans Flußufer gebracht, Mot.-Schützen auf die Schwimmfahrzeuge aufgeteilt. Hier und da üben die Besatzungen das Aufsitzen und Verladen. Nirgendwo in dem nächtlichen Wald ist Ruhe. Also bereitet sich unser Verband auf das Forcieren des Flusses vor. Je weiter ich komme, desto offensichtlicher wird das.
Endlich erreiche ich die vorgeschobene B-Stelle. Auch hier prickelnde Unruhe. Offiziere hasten hin und her, Kradmelder preschen heran, Befehle werden erteilt. Der Entschluß des Kommandeurs sieht vor, den Fluß in den frühen Morgenstunden des kommenden Tages auf breiter Front zu forcieren.
Ständig werden neue Aufklärungsergebnisse bekannt. Die Pioniere melden die Beschaffenheit des Flusses, Breite, Tiefe, Strömungsgeschwindigkeit, Grund- und Uferverhältnisse. Die Aufklärer haben ermittelt, daß sich der „Gegner" am jenseitigen Ufer festgesetzt hat, im Hinterland wurden Raketenstellungen ausgemacht. Jetzt wird mir auch klar, weshalb sich der „Gegner" am Nachmittag so eilig und kampflos zurückzog. „Das Forcieren wird ein hartes Stück Arbeit", erklärt mir ein Stabsoffizier. „Wohl sind die Truppenteile mit genügend Amphibienfahrzeugen und Übersetzmitteln ausgerüstet, aber trotzdem ist es schwer, den Fluß kämpfend zu überwinden. Die Technik ist die eine Seite. Aber es ist ja keine gewöhnliche Wasserdurchfahrt. Drüben lauert der ‚Gegner', dessen gut durchdachtes Feuersystem wir nur teilweise kennen. Auf dem Wasser gibt es keine Deckungsmöglichkeiten, die



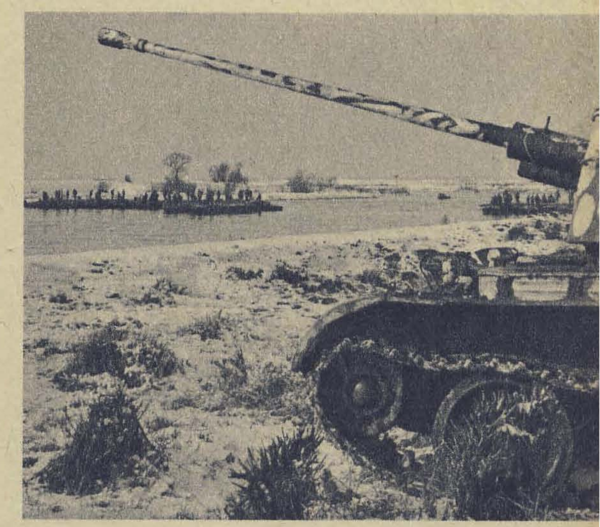


Beweglichkeit der Fahrzeuge ist eingeschränkt. Die Fahrer der Panzer, der SPW und der anderen Übersetzmittel tragen daher eine große Verantwortung. Die Strömung und das ‚gegnerische' Feuer verlangen von ihnen geschickte Fahrweise, um so schnell wie möglich hinüber zu kommen. Die Besatzungen müssen mit ihnen gut zusammenwirken. Während der Wasserfahrt feuern, den ‚Gegner' niederhalten, jedes neu auftauchende Ziel sofort bekämpfen, am Ufer den ‚Gegner' aus seinen Stellungen werfen und ohne Halt weiter angreifen, das erfordert von jedem Soldaten Mut und großes Können. Wie in einem Uhrwerk, ein Rädchen greift ins andere . . ."

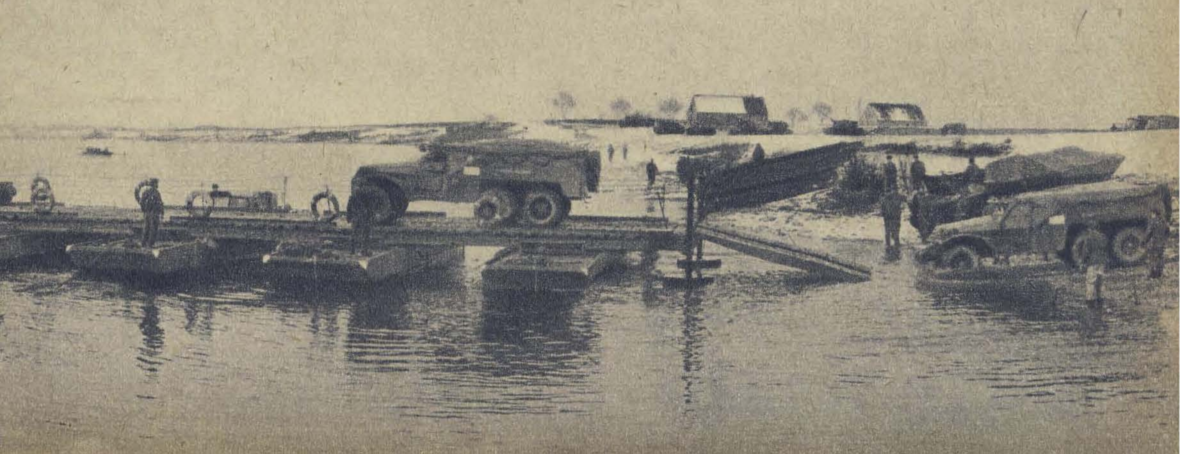
Inzwischen graut der neue Tag. Morgendunst liegt über dem Fluß. Das Plätschern des Wassers dringt vom Ufer herüber. Die Stelle am Deich, wo ich mir gestern abend einen kalten Bauch holte, ist leer, die Genossen der Vorausabteilung sind verschwunden. Wohin?

Plötzlich zerreißt ohrenbetäubendes Donnern die morgendliche Stille. Einschlag auf Einschlag schwerer Artillerie am jenseitigen Ufer. Selbst hier zittert noch der Boden. Panzer mit vorgesetzten Minenräumgeräten schieben sich über den Deich und räumen Gassen in die vom „Gegner" hinterlassenen Sperren. Schwimmpanzer und Amphibien-SPW folgen. Ein Fahrzeug nach dem anderen kippt ins Wasser. Auf einer Breite von neun Kilometern forciert die erste Staffel.

Panzer feuern während der Wasserfahrt. Wasser- und Erdfontänen schießen hoch, Artillerieeinschläge des „Gegners". MiGs jagen über den Fluß, Fla-Waffen bellen. Der Gefechtslärm schwillt von Minute zu Minute an.



Die ersten Panzer erklimmen das jenseitige Ufer. Zweimal, dreimal feuern ihre Kanonen, dann rollen sie mit erhöhtem Tempo weiter. Im gleichen Moment legen die „K 61", vollbesetzt



mit Mot.-Schützen, an sechs Landeübersetzstellen vom Ufer ab. MGs und MPis knattern. Die Soldaten ducken sich, schießen wieder. Kaum am Ufer, springen sie ins knietiefe, eiskalte Wasser, entfalten sich zur Schützenkette, klettern an Land. Kriechend, laufend, springend hetzen sie vorwärts, dringen sie in die Stellungen des „Gegners“ ein. Hundert, zweihundert, dreihundert Meter... Die nachfolgenden Schützenketten können nun schon aufrecht gehen.
Ist es eine Viertelstunde her oder schon zwanzig Minuten, seit der Sturm über den Strom begann? Ich weiß es nicht. Der „Gegner“ hat jetzt jedenfalls keine Möglichkeit mehr, die Landeübersetzstellen im direkten Beschuß zu erreichen. Die Panzer und Mot.-Schützen drängen ihn unaufhörlich zurück.
Einige hundert Meter stromabwärts rollen schwere LKW mit Pontons durch einen Hohlweg, werfen sie am Ufer ins Wasser. Die Pioniere beginnen mit dem Bau einer 50-t-Brücke. An mehreren Stellen gleichzeitig montieren sie die Brückenteile und bugsieren sie in die Brückenlinie. Nach knapp einer Stunde sind beide Ufer verbunden. Panzer und Artillerie rollen hinüber, Munitions- und andere Versorgungsfahrzeuge hinterher.
Ich schwinge mich auf eines der Fahrzeuge, um zu den kämpfenden Truppen zu gelangen. Auf dem Marktplatz von R. treffe ich die Vorausabteilung von gestern abend wieder. Rauchend und lachend stehen sie an ihrem Fahrzeug, bei ihnen derselbe Schiedsrichter, der ihnen gestern am Deich erklärte, die Brücke sei zerstört. Keiner macht mehr ein langes Gesicht. Ihr Ärger ist verschwunden. Der Grund? Der Schiedsrichter hatte ihnen soeben inoffiziell bestätigt, daß sie ihre Übungsaufgabe erfolgreich gelöst haben.



Major Ernst Gebauer

Film-Tricks

Kriminalerzählung von Klaus D. Winzer

Zwei Männer saßen auf einer Gartenmauer und warteten. Klein und dick der eine, groß und schlaksig, mit rotblondem Haarschopf der andere. Sie trugen helle Popelinehosen, dazu buntkarierte, am Hals offene Hemden.

Schließlich kam der Dritte, den sie erwarteten, ein kaum siebzehnjähriger Bursche, winkend aus dem gegenüberliegenden Pfarrhaus.
„Na also, da ist ja der Stift mit dem Schlüssel", meinte der Dicke. „Auf, es geht los!"

Vom Fenster seines Arbeitszimmers schaute Pfarrer Dornstein den drei jungen Männern zu, wie sie, beladen mit allerlei Fotografierwerkzeug, durch das Portal der Kirche verschwanden. Dabei fiel ihm ein, daß einmal ein Fotograf aus Berlin da war, der die „Saalecker Madonna mit Kind" für einen Kunstverlag fotografieren wollte. Damals hatte man mehrere Fünfhundert-Watt-Scheinwerfer aufstellen müssen, um die Bergeroder Kirche richtig auszuleuchten. Pfarrer Dornstein beeilte sich also, die drei Mitarbeiter des Leunaer Amateurfilmzirkels auf diesen Umstand aufmerksam zu machen.

Fast unbemerkt betrat er das Kircheninnere. Sein plötzliches Erscheinen hatte die drei sichtlich überrascht. Unschlüssig standen sie herum und blickten fragend auf den Pfarrer. Ihr Gepäck lag noch unausgepackt zwischen den letzten Bänken.

„Ach, der Herr Pfarrer! Wir sind gerade dabei, unser Drehbuch noch einmal durchzusprechen." Dornstein wies sie auf das seiner Meinung nach zu schwache Licht in der Kirche hin.

Die Männer berieten sich leise; dann packte der Rothaarige einen Belichtungsmesser aus und eilte damit geschäftig von einer Ecke zur anderen. „Das Licht reicht", rief er dann. „Wir haben nämlich ganz empfindlichen Film mit."

Interessiert setzte sich Dornstein in eine Bank und verfolgte aufmerksam das Tun der Filmleute. Doch die hielten sich nicht lange bei der Arbeit auf. Drei-, viermal schnurrte die Kamera; dann packten sie ihr Gerät wieder zusammen und marschierten, dem Pfarrer mit einem Kopfnicken dankend, aus der Kirche. Gleich darauf knatterten sie auf ihrem hinter dem Pfarrhaus abgestellten Beiwagen-Krad davon.

Am folgenden Donnerstag fuhr Pfarrer Dornstein zu einem Amtsbruder nach Goldrapp. Es war Brauch seit Jahren, dann und wann die Kochkünste der Goldrapper Pfarrfrau gebührend zu preisen und den Tag mit einer meist nie enden wollenden Schachpartie zu beschließen. Heute jedoch herrschte im Goldrapper Pfarrhaus große Aufregung. Am Tage zuvor, so erfuhr Dornstein bei seiner Ankunft, hätten Unbekannte aus der offenen Kirche sechs holzgeschnitzte Apostelfiguren gestohlen. Zwar sei bald darauf die Volkspolizei mit einer großen Kommission dagewesen – aber ob die was finden würde?

Früher als üblich und ohne daß die Schachfiguren berührt worden waren, verabschiedete sich Dornstein von seinem Amtsbruder. Es sei ja heute nicht mehr so leicht, Kunstwerke wie die Apostelfiguren zu Geld zu machen, ohne dabei erkannt zu werden, versuchte Dornstein zu trösten. Die Polizei habe bestimmt schon alle Kunsthandlungen verständigt, ergänzte er noch. Das gab der Pfarrer von Goldrapp wohl zu, wollte aber auch nicht unbedacht lassen, daß es vielleicht Jahre dauern könnte, bis die wohl nicht unerfahrenen Diebe das geraubte Gut zum Verkauf anbieten würden. Und wer garantierte, daß sie es nicht illegal nach Westdeutschland verschoben?

In Gedanken ganz bei den unerfreulichen Goldrapper Neuigkeiten, versäumte es Dornstein, bei der Heimfahrt eine enge Kurve tempomäßig genau zu kalkulieren. Nur ein geistesgegenwärtiger Sprung rettete einen jungen Angehörigen der NVA und damit auch den Wartburg fahrenden Pfarrer von Bergerode vor einem bösen, folgenschweren Mißgeschick. Dornstein bremste hart, sprang aus dem Wagen. Sein Gesicht war noch blasser als sonst. Er atmete auf, als er den Soldaten zwar erschrocken, aber unversehrt am Straßenrand stehen sah.

Der Pfarrer entschuldigte sich und lud den Soldaten ein, den Rest des Weges mit ihm zu fahren. Als er vor dem Haus der zukünftigen Schwiegereltern des Soldaten hielt, bemerkte Dornstein, daß der Urlauber eine Schmalfilmkamera bei sich trug. Eine Idee zuckte blitzartig in ihm auf. Schnell zog er den überraschten Soldaten wieder in den Wagen und gab Gas.

„Entschuldigen Sie meine Eigenmächtigkeit, lieber Freund, aber ich glaube, Sie können einer guten Sache einen wichtigen Dienst tun, wenn Sie mit mir kommen. Es ist gar nicht weit. Sehen





Illustration: Hans Röde

Sie, dort drüben ist unsere Kirche. Sie sollen mir nur sagen, ob Sie da drin ohne Kunstlicht filmen würden."

„Das sind vorzügliche Angaben, die Sie uns da geliefert haben, Herr Dornstein. Verbindlichsten Dank." Oberleutnant der K Lindner schob das unterschriebene Protokoll in die grüne Mappe mit der Aufschrift „Kirchendiebstahl" und verabschiedete sehr herzlich den Bergeroder Pfarrer.

Mit schwerem Kopf torkelte Lutz Hilbert, der „Stift", über den Marktplatz der Kreisstadt, in der er wohnte. Die erstaunten oder entrüsteten Blicke und Bemerkungen der anderen Passanten störten ihn nicht. Zufrieden kicherte er vor sich hin. Diesmal hatte er dem „Roten" und dem „Dicken", wie er seine Kumpane insgeheim nannte, ein Stück von der Beute vor der Nase weggeschnappt. Seine Finger fuhren verstohlen über den schweren silbernen Abendmahlskelch in der Aktentasche. Das sollte der Grundstock für seine Privatsammlung werden. Wenn er nur wüßte, wo die anderen jene schnauzbärtigen Heiligen aus Goldrapp versteckt hatten. Denn mit seinem Anteil an dem Erlös würden sie ihn sowieso wieder übers Ohr hauen. Überhaupt hatte er sich das alles viel ertragreicher vorgestellt. Aber mit den paar Mark, die bis jetzt für ihn dabei herausgesprungen waren, konnte er sich nicht über Wasser halten. Er lag so schon lange genug seiner Mutter auf der Tasche und mußte sich deren dauernde Nörgeleien anhören.

Auf Höhe des Wehrkreiskommandos blieb Lutz stehen und fingerte sich eine Zigarette aus der Hosentasche. Dabei glitt ihm die Aktenmappe, dumpf aufschlagend, unter dem Arm hervor. Erschrocken sah er sich um und entdeckte einen Uniformierten, der ihn schon einige Zeit kopfschüttelnd beobachtet hatte. Da packte den jungen Burschen die Angst. Er ließ Tasche Tasche sein und rannte davon.

Auf einem Schreibtisch im Volkspolizei-Kreisamt stand wenig später schon der silberne Abendmahlskelch aus der Hebraer Kirche. Der dortige Pfarrer hatte telefonisch sein Verlustobjekt so exakt beschrieben, daß es für Oberleutnant Lindner keinen Zweifel mehr gab, auf der Spur der räuberischen Filmamateure zu sein.

„Wie kommen Sie zu diesem Kelch, Genosse Leutnant?"

„Ein Genosse Soldat, zufällig in Bergerode, als der dortige Pfarrer die Diebstahlsgeschichte der Apostelfiguren erfuhr, hatte einen Betrunkenen beobachtet. Als dieser seine Tasche stehenließ,

machte der Genosse einen Volkspolizisten aufmerksam.
„Ausgezeichnet. Nun fehlen uns nur noch die sechs Apostelfiguren."
„Ich schätze, der junge Bursche, von dem uns der Genosse eine sehr gute Beschreibung zu Protokoll gegeben hat, wird uns früher oder später auf ihre Spur führen."
Er komme vom Rat des Kreises und wolle sich nach ihrem Lutz erkundigen, sagte Leutnant Nordfeld an der Wohnungstür von Frau Hilbert.
„Oh, der Lutz ist ganz verändert seit ein paar Tagen. Er hat wieder Arbeit aufgenommen, richtige Arbeit, auf dem Bahnhof, in der Handgepäckaufbewahrung, Nachtschicht. Ich bin ganz glücklich darüber. Hoffentlich bleibt es dabei."
Der Kriminalist zeigte sich ebenfalls erfreut und plauderte noch ein paar Minuten mit der glücklichen Mutter. Beiläufig erwähnte er beim Abschied, sie möge ihrem Sohn von diesem Besuch nichts erzählen. Wichtig sei, es würde mit Lutz aufwärtsgehen.
„Mensch! Kleiner, willst du denn heute gar nicht Schluß machen? Kommt ja doch niemand mehr. Der letzte Zug ist auch schon weg. Ziehe das Fenster herunter und gehe heim. Deine Mutter kriegt es sonst mit der Angst zu tun."
Lutz Hilbert schüttelte den Kopf. „Gestern kam auch noch jemand nach Mitternacht, und dann gab es 'ne Mark Trinkgeld. Die kann ich brauchen. Geh du nur heim, Opa Schmundt. Ich schließe schon fest ab, brauchst dir keine Sorgen zu machen."
Kollege Schmundt, seit vierzig Jahren in der Handgepäckaufbewahrung des Bahnhofes N. tätig, gab es auf, griff nach der Thermosflasche und schlurfte davon. Draußen, auf dem spärlich beleuchteten Bahnhofsvorplatz begegnete ihm ein Mann, der schwer an einem großen Koffer schleppte. Na, dachte Opa Schmundt, da wird es ja für Lutz wieder Trinkgeld geben. Hat es sich verdient, der Junge. Befriedigt ging er nach Hause, darüber nachdenkend, daß die heutige Jugend ja eigentlich gar nicht so schlecht sei.
Der Kofferträger prallte zurück, als er den Jungen hinter dem hochgeschobenen Milchglasfenster erkannte. Auch Lutz Hilbert starrte fassungslos dem rothaarigen „Film"kumpel in dessen müdes und abgespanntes Gesicht. Dann erst bemerkte er den Koffer, der hinter der niedrigen Barriere stand. Seine Miene hellte sich auf. Der Rothaarige aber, da ein zweiter Reisender eben durch die Drehtür der Halle kam, tat, als kenne er den jugendlichen Reichsbahnangestellten überhaupt nicht. „Diesen Koffer bis morgen früh aufbewahren."
„Geht in Ordnung", erwiderte der Stift, doch man konnte ihm ansehen, daß ihm das Herz bis zum Halse hinauf klopfte. Dann klebte er eine weiße Marke auf das Ungetüm von Koffer und händigte die Quittung aus.
„Der Herr wünschen?" wandte sich Lutz Hilbert an den anderen. Der schob nur wortlos seinen Luftkoffer auf den Tisch, nahm den Schein und verließ die Gepäckabfertigung. Lutz Hilbert ließ das breite Fenster heruntersausen. Es gab einen höllischen Krach. Dann fuhr er den großen Seemannskoffer auf einer Karre in die hinterste Ecke, löschte alle Lampen, holte eine Taschenlampe aus seinem Stehpult und versuchte, mit Hammer, Schraubenzieher und schließlich Stemmeisen, die Schlösser aufzubrechen. Nach einer halben Stunde hatte er es geschafft. Sorgsam in alte Lappen eingewickelt und in Holzwolle verpackt, lagen die sechs Apostel aus der Kirche von Goldrapp im Koffer.
„Erst wollte ich mich noch anmelden, vergaß es dann aber wieder im Trubel des Tages", entschuldigte sich Oberleutnant Lindner. Pfarrer Dornstein schenkte seinem Besucher einen Kognak ein. Der Kriminalist ließ es lächelnd geschehen.
„Von meinem Amtsbruder erfuhr ich nicht viel über Ihre weitere Ermittlungsarbeit. Wie kamen Sie denn auf die Spur der anderen Täter?"
„Nun, Sie erinnern sich, nach Auffinden des Hebraer Abendmahlkelches hatten Sie den Jüngsten des angeblichen Film-Teams auf einem von uns vorgelegten Foto erkannt. Wir ließen sofort den Bahnhof überwachen, auf dem dieser Lutz Hilbert arbeitet, und noch in der gleichen Nacht lieferte der Rothaarige einen großen Koffer auf. Am Morgen darauf, vor Abgang des Frühzuges nach Leipzig, kam ein uns unbekannter Mann und ließ sich den Koffer aushändigen. Als wir den Abholer festnahmen, befanden sich allerdings nur noch Lumpen, Holzwolle und ein paar Ziegelsteine im Koffer."
„Da hatten Sie die Figuren also schon gefunden?"
„Ja – wir überraschten Lutz Hilbert, als er sie auspackte. Er habe sie in Sicherheit bringen wollen, erzählte er uns. Sie sollten nämlich an einen Angestellten einer Leipziger Kunsthandlung verschoben werden. Was auch den Tatsachen entsprach.
Doch zurück zum eigentlichen Zweck meines Besuches. Im Auftrag unseres Dienststellenleiters darf ich Ihnen eine Anerkennungsprämie überreichen."
Dornstein war überrascht. „Nein, das geht doch zu weit. Ich habe ja nur meinem Amtsbruder helfen wollen."
„Zugegeben, Herr Pfarrer, aber durch Ihre Hinweise haben Sie unsere Arbeit erleichtert. Wir konnten das falsche Amateurfilmtrio verhaften, bevor es größeren Schaden anrichtete. Dafür den Dank und die Anerkennung unseres Staates."
„Wissen Sie, mein Bekannter, der Soldat, dessen Braut hier wohnt, und der mich damals erst auf den Gedanken brachte, daß es bei dem so unkundigen Amateurfilmzirkel doch nicht mit rechten Dingen zugehen könne, erzählte mir unlängst, daß er für einen Schmalfilmprojektor spart. Damit", und der Pfarrer hob den weißen Umschlag, den er noch immer in der Hand hielt, „wird sich sein Wunsch sicher erfüllen lassen."
„Dazu ist es zu spät. Vor einigen Tagen erhielt der Genosse als Anerkennung für seine Mitarbeit bei der Aufklärung des Falles einen Schmalfilmprojektor."
„Dann bin ich also regelrecht gezwungen, Herr Oberleutnant, mir eine neue Buchsendung aus der Stadt kommen zu lassen. Schönen Dank. Darf ich Ihnen noch einmal das Glas füllen?
Also, auf weitere Erfolge in Ihrer Arbeit, Herr Oberleutnant."
Der Kriminalist lächelte, prostete zurück. „Und auf die Mithilfe der Bevölkerung, Herr Pfarrer."





Major der Reserve Kreklau auf den Spuren eines Briefes

Burgstädt, den 6. 7. 66

Sehr geehrter Herr Oberst Richter!

Was sagen Sie dazu: Eine Brigade wird mit dem Staatstitel „Brigade der Sozialistischen Arbeit" ausgezeichnet. Bis auf einen Kollegen. Begründung: Er habe während der Zeit, da der Titel erarbeitet wurde, seinen Wehrdienst bei der NVA geleistet.
Der Kollege heißt Fernow, war und ist Mitglied der Arbeitsgruppe Neuendorf beim VEB Kraftverkehr Karl-Marx-Stadt. Die Brigade wurde heute ausgezeichnet und feierte, der Kollege arbeitete. Ich fragte ihn warum. Er sei mit o. a. Begründung von der Auszeichnung ausgeschlossen worden, die Einladung zur Teilnahme am kulinarischen Teil der Feierlichkeiten habe er abgelehnt. Ich bin der Meinung, so was gibt es nicht. Aber ich will keine starken Worte gebrauchen und auf Ihre Stellungnahme warten. Zu erwähnen wäre vielleicht noch, daß ich (zum Glück) nicht zum Kraftverkehr gehöre. Aber ich arbeite schon lange mit den Kollegen zusammen, da ich mittels Kran und Greifer ihre Fahrzeuge belade.

Bruno Kallenbach

In meinem Briefkasten ein Eilbrief mit der Abschrift eines Briefes, mit dem Wunsch, der Sache nachzugehen, mit einer Verabredung ans Telefon des WKK für weitere Hinweise. Der Anruf aber kam nicht zustande. Also selbständig handeln!

Der Genosse beim WKK, der für die Reservisten verantwortlich ist, müßte ja einiges darüber wissen. „Dicker Hund", meint er. Der Leiter des WKK wird informiert und – entscheidet: „Die Arbeit mit den Reservisten im VEB Kraftverkehr ist zu überprüfen."

Ich überlege: Hat der VEB überhaupt Reservisten? Einen bestimmt. Den Reservisten Fernow! Wie sind sie erfaßt, wo stehen sie im Betrieb?

Da ist ein Mensch, das Gesetz und eine Brigade. Aber auch für diesen einen, den Reservisten Fernow, gilt ja das Gesetz. Denn er hat während seines Waffendienstes für unsere Gesellschaft seinen Anteil gegeben. Also . . .

Parteisekretäre sind vielbeschäftigte Menschen. Besonders in einem Betrieb, der über den ganzen

AUS-GESCHLOSSEN! AUS-GESCHLOSSEN?

Bezirk verteilt ist. Bei ihm hängt der Terminkalender wie eine Uhr. Und er weiß auch genau, wann sie falsch oder richtig geht. Seine Zeit ist knapp bemessen.

Der zweite Sekretär ist auch anwesend. „Falls ich weg muß", meint der Sekretär, „er weiß über alles Bescheid."

„Wie steht's bei euch mit den Reservisten?" (Ich will nicht gleich mit dem Reservisten Fernow kommen). Der Sekretär lebhaft: „Du bringst uns die Anleitung? Wir hängen mit unseren rund 200 Reservisten in der Luft."

„Anleitung – 200 Reservisten hängen in der Luft?" Gut, daß ich sitze.

Dann blättere ich in einer Akte. „Kom. soz. Wehrerz." steht auf dem Einband. Darin ein Arbeitsplan der Kommission mit Aufgaben für ein ganzes Jahr: Terminkontrollen und Berichterstattung vor der Parteileitung, Aufgaben für die Bereiche und Stützpunkte und – für die Reservistengruppen. Abgerechnet wird am Jahresende im Wettbewerb: mit Auszeichnung der besten Gruppe, mit einer Fahrt nach Potsdam und in das Armeemuseum oder zu einer Dienststelle der Armee.

In der Akte steht aber noch mehr: Schulung der Meister und Brigaden über Eskalation, verdeckter Krieg, Foren und Vorträge.

„Und das führt ihr auch alles durch?" zum Sekretär. „Na", sagt der Sekretär, „es ist natürlich schwer, ohne Anleitung von Euch. Manches bleibt auf dem Papier. Wir wollten zum Beispiel den Film ‚Oktobersturm' spielen. Vorführungsapparatur und so ist da, doch der Film war nicht zu bekommen. Es gibt so manches, wo wir hängen. Dabei ist noch viel Arbeit zu leisten in den Reservistengruppen."

Wieder ein Blick in die Akte: Aufstellung der Reservistengruppen mit Leiter, geordnet nach Bereichen und Stützpunkten. Erstaunlich! Ein organisiertes Reservistenkollektiv, das – auf „Anleitung" wartet. „Nach welcher Anleitung habt ihr das hier aufgebaut?"

Die Akte wird zurückgeblättert. Die Hand liegt auf einem Blatt mit roten Unterstreichungen und Randbemerkungen. Ich lese: „Direktive des ZK der Sozialistischen Einheitspartei."

Ich denke unwillkürlich an das Buch: „Das illegale Gebietskomitee arbeitet". Ja Genossen, ihr arbeitet mit den Reservisten mehr recht als schlecht. Aber warum so im Verborgenen? Bei aller Anerkennung des Telefons: Das bewegliche Nachrichtenmittel „Mensch" wäre oft besser am Platz gewesen. Sicher, beim VEB Kraftverkehr muß man quer durch die Stadt fahren. Aber man kann es doch wohl auch!

Der Parteisekretär, einmal in Fahrt, hat Zeit. Er



„Was ist denn da passiert? Ich bin doch richtig gefahren!" kann Genosse Neuendorf sagen.

schüttet sein Herz aus: Betreuung der aktiv Dienenden besser als der Buchstabe des Gesetzes festlegt; zugegeben, es ist auch Betriebsegoismus dabei; denn oft kann ein Produktionsarbeiter, wenn es not tut, mehrere Maschinen zugleich bedienen, aber im Kraftverkehr kann ein Fahrer nur einen Wagen fahren; und die Genossen Reservisten sind keine schlechten Fahrer.

„Die Einheiten müßten auch von sich hören lassen. Ohne Zweifel erhält mancher Kollege, jetzt Soldat, ein Lob oder zeichnet sich aus. Wir erfahren nichts davon. Bestimmt haben auch Fahrer von uns am ‚Oktobersturm‘ teilgenommen. Hätten wir es erfahren, wir könnten es auswerten. So wie hier . . .“ Er zeigt mir eine Betriebszeitung: „Aufruf der Brigade des Kollegen Neuendorf“ lese ich.

Neuendorf, das ist doch . . . Ich lege den Brief auf den Tisch. Die Genossen lesen, schütteln die Köpfe: „Hier stimmt was nicht!“ Der Parteisekretär greift zum Hörer. Besetzt. Warten. Inzwischen erfahre ich das Wesentlichste über die Brigade: Staatstitel; bis auf einen Kollegen – wegen Alters: Reserve II – alle Reservisten; sie beantragen als Namen „Brigade der NVA“ und wollen noch in diesem Jahr die Arthur-Becker-Medaille erringen.

Ausgerechnet in diesem Kollektiv soll der Reservist Fernow benachteiligt werden?

Die Verbindung zur Brigade, zur BGL kommt nicht mehr zustande, der amtierende Werkleiter (Reservist der Grenztruppen) ist im Kinderferienlager zur Kontrolle. „Aber das Ding wird geklärt“, versichert mir der Parteisekretär und erbittet den Brief für die Werkleitungssitzung.

Die Heimkehr des Reservisten

Der „Kraftverkehr Karl-Marx-Stadt“ ist vielseitig: Personen- und Güterverkehr, Fahrschule, Materialtransporte; viele Bereiche, viele Stützpunkte. Ein Bereich – Produktenbahnhof.

Kraftfahrer sind ein besonderes Völkchen. Aber die des alten Produktenbahnhofes hatten zu viel des Besonderen. Vor allem in puncto Disziplin. Es gab noch keine Brigade, aber dafür Verstoßanzeigen, Rückfragen der „weißen Mäuse“ und Fluktuation.

In diesem Produktenbahnhof fährt der junge Kraftfahrer Fernow. Er hat am 23. 7. 64 angefangen. Bald hat er die Nase voll. Er will keine Verstoßanzeigen, nicht fluktuieren und überhaupt nicht zu denen gehören, die dem Bereichsleiter die grauen Haare mehren. Also erledigt er seine Aufträge, fährt, sieht Kollegen kommen und gehen und wartet auf die Gelegenheit, auf anständige Art und Weise selbst zu gehen. Es mag noch eine Reihe Fernows geben, auch sie treten nicht hervor. Sie warten. Dann geht auch Kollege Fernow am 30. 10. 1964. Zur Armee.

Fernow verschwindet vom Produktenbahnhof wie er gekommen, still und ohne Aufsehen, und niemand vermißt ihn. Es ist ja ein ständiges Kommen und Gehen im Bereich. Einem allerdings fällt es auf. Das ist ein Kollege eines anderen Betriebes, der Fernows Fahrzeug öfter beladen hat. Aber dann vergißt auch er ihn. Fernows Platz blieb nicht lange leer. Fahrzeuge dürfen nicht stehen, und so kam der Reservist Neuendorf. Er sah und – wartete nicht. Er sprach einzeln mit allen, die beständig waren. Die Parteileitung half. Und so wurden die „Fluktuierer“ nach und nach ersetzt durch – Reservisten. Ein halbes Jahr wurde gearbeitet, agitiert und gesprochen. Dann zeigte der Terminkalender des Parteisekretärs im Mai 1965: Produktenbahnhof – Brigade Neuendorf.

Der Kollege Fernow ist nicht in der Brigade, er ist Soldat. Er wird zentral vom Betrieb betreut, denkt auch manchmal an den Produktenbahnhof, daran, daß, wenn er zurückkehrt, es überall, aber nicht zum Produktenbahnhof sein wird. An die Brigade denkt er so wenig wie sie an ihn. Sie kennen sich ja gar nicht.

So versieht er seinen Dienst, wird mehrmals belobigt. Die Brigade Neuendorf inzwischen fährt und kämpft um den Ehrentitel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“.



Ein Blumenstrauß für ein Fünf-Monate-Gastspiel. Rechts der Brigadier, links Genosse Fernow.



Auch im Urlaub: Heißt Flagge!

Am 30. April 1966 legen die Reservisten der Brigade Neuendorf ihre Karten auf den Tisch. Abrechnung der Anstrengungen eines Jahres:
Es reicht zum Titel. Der Antrag wird gestellt.
Am 4. Mai 1966 wird der Gefreite Fernow Reservist. Er meldet sich bei der Kaderleitung. In der Brigade ist ein Platz frei. „Reservisten in die Brigade" hatte die Parteileitung empfohien. Nachschub, Reserven! Denn jetzt will die Brigade die Arthur-Becker-Medaille erringen.
Und ohne Kampf geht das nicht.
Der Reservist Fernow ist enttäuscht: „Brigade Neuendorf – Produktenbahnhof" sein Arbeitsplatz? Kein Omnibus, wie er es sich vorgestellt hat? Aber er hat in seiner Dienstzeit gelernt, daß es nicht immer nach persönlichen Wünschen gehen kann. Er geht also wieder zum Produktenbahnhof zum „Haufen" und den „Fluktuierern", wie er diesen Bereich noch kennt.
Doch die Brigade gibt dort heute den Ton an, und der ist hell und sauber. Es wird auch nicht fluktuiert. Reservisten haben die gleiche Schule hinter sich, und so wird der Reservist Fernow in die Brigade aufgenommen. Sie arbeiten gemeinsam, persönliche Sorgen werden vom Kollektiv gelöst: Fernow braucht eine Wohnung, will heimisch werden. Die Brigade macht seine Sorge zur Brigadeangelegenheit, sorgt für die Zuweisung.
Der Terminkalender des Parteisekretärs trägt ein Datum – rot unterstrichen: 6. 7. 1966. Der Staatstitel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit" wird an die Brigade verliehen. Frohe Gesichter und fröhliche Runde beim Festessen. Auch der Reservist Fernow war eingeladen. Er ist aber nicht hingegangen. „An diesem Erfolg", meint er, „hatte ich noch keinen Anteil, denn das war während meiner Armeezeit." Und für die neue Wohnung braucht er noch Geld.

So fährt er am Feiertag der Brigade eine Schicht. Hier trifft er den Kollegen Kallenbach. Der kennt ihn von früher, hat mit Kran und Greifer seinen Wagen beladen. Kollege Kallenbach erfährt, warum der Kollege Fernow dem Brigadefest fernbleibt. Das schreibt er an die AR, so, wie er es versteht: „... Er habe während der Zeit, da der Titel erarbeitet wurde, seinen Wehrdienst bei der NVA geleistet."

Kollege Kallenbach weiß nicht, daß sie sich vorher nicht kannten – die Brigade Neuendorf und der Soldat Fernow, Kraftfahrer im alten und neuen Bereich Produktenbahnhof.

So endet die Geschichte von der Brigade und dem Reservisten Fernow, dargelegt im Ergebnis der besonderen Werkleitungssitzung.

Aber die Geschichte der Brigade selbst endet noch nicht. Denn die Menschen leben und arbeiten weiter. Die Reservistenbrigade wird am Jahresende abrechnen, ob es reicht zur Arthur-Becker-Medaille. Der Reservist Fernow wird auch diesmal nicht dabei sein. Er ist dann bereits zum Busbahnhof übergestiegen.

Während ich den Bericht schreibe, kommt der Gedanke an den Kollegen Kallenbach. Er hat sich die Sache eines fremden Kollegen zur eigenen gemacht, auch wenn er sie nicht ganz verstand. Er hat aber geholfen, über den einen ein Kollektiv zu finden.



„Ob wirs schaffen werden?"

Oberst Richter antwortet:

„Was sagen Sie dazu?" So begann Bruno Kallenbach seinen Brief an mich. Ich sagte, was ich davon hielt. Nun zeigt es sich, daß wir dabei so ganz nebenbei eine Brigade entdeckten, die auf dem besten Wege ist zu beweisen, daß sie den Namen zu recht trägt: „Brigade der NVA"! Reservisten, die so aus ihrer Reserve herausgehen, werden ihr Ziel erreichen. Das wünsche ich von ganzem Herzen.

Ihr Oberst

Richter



Schwere Luftlandepanzer ASU 85 werden für den Transport vorbereitet. Sie fahren rückwärts in den Laderaum, um nach der Landung unverzüglich ins Gefecht rollen zu können.

Bewährungsprobe bestanden

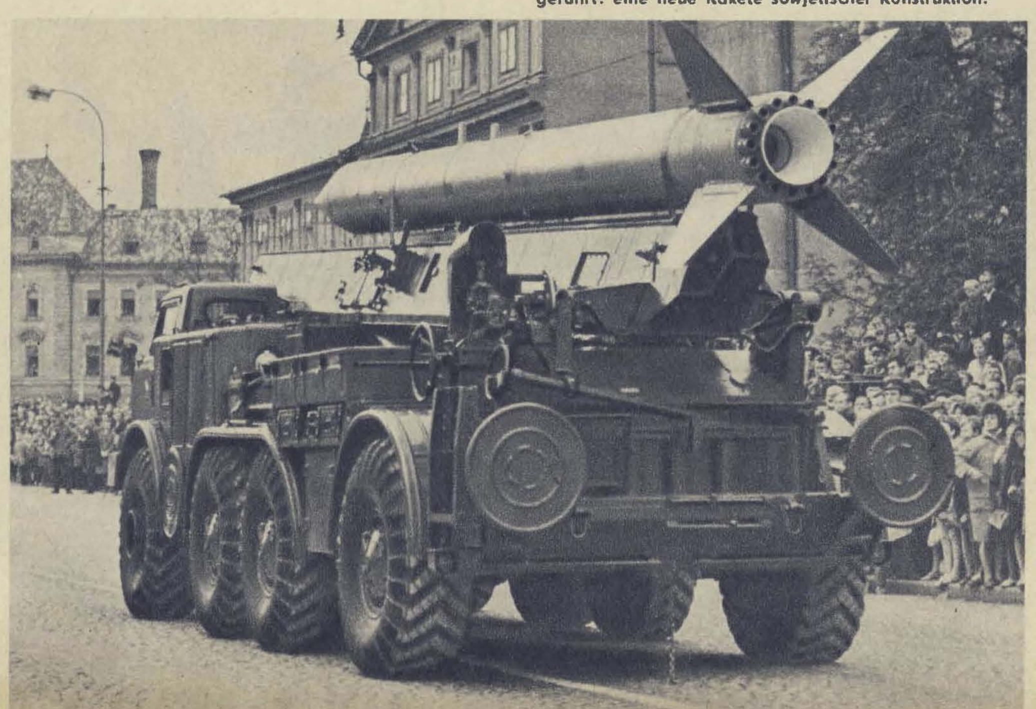
In etwa 600 Meter Höhe überfliegen die dickleibigen „Antonow"-Transportflugzeuge das Gelände. Ihre scheunentorgroßen Ladeluken sind weit geöffnet. Sie geben den Weg frei für die Plattformen mit den Kübelwagen, Geschützen und Luftlandepanzern.
Weiß blähen sich die Fallschirmbündel, sicher gleitet die Technik dem Boden entgegen. Interessiert verfolgen die Manövergäste das technische Schauspiel. Doch plötzlich – dem Uneingeweihten stockt der Atem – plötzlich blitzt es unter den Puffern der Plattform grell auf. Sind die abgeworfenen Waffen in einem Minenfeld niedergegangen? Ihre Beunruhigung war grundlos. Die Feuerblitze rührten von Raketentriebwerken her, die unter den einzelnen Plattformen angebracht waren und selbsttätig zündeten. Der zum Erdboden gerichtete Gasstrahl bremste zusätzlich den Aufprall der schweren Lasten ab. Fast behutsam setzten die Fahrzeuge und Geschütze auf. Ein neues Landeverfahren war erstmals erprobt worden und hatte seine Bewährungsprobe bestanden.
Das trifft auch auf alle anderen technischen

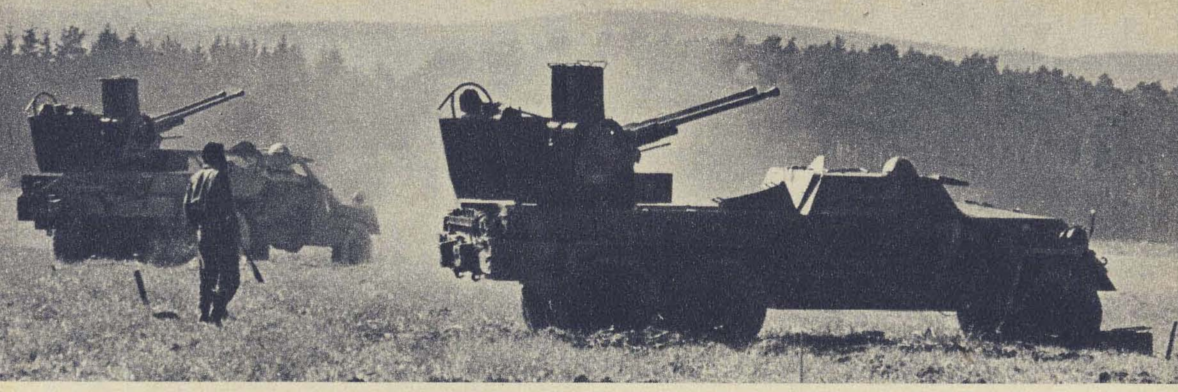
Kampfmittel zu, von der Maschinenpistole bis zur taktischen Rakete, vom Hubschrauber bis zum Flakgeschütz.
Erneut bewährten sich auch die Schützenpanzerwagen. Als Transport- und Gefechtsfahrzeuge für die Mot.-Schützen wurden sie sowohl den taktischen Erfordernissen als auch den Geländebedingungen gerecht.
Die Vollketten-SPW sowjetischer Herkunft, der von tschechischen Konstrukteuren in einzelnen Details veränderte Typ OT-62, unterstrichen die Bedeutung der Standardisierung. Nicht nur sie, sondern auch die schweren Luftlandepanzer, die Schwimmpanzer und Trägerfahrzeuge der taktischen Raketen besitzen ein einheitliches Fahrgestell mit Heckantrieb und großen Laufrollen. Wie dadurch die feldmäßige Instandsetzung der Fahrzeuge – gleich aus welcher Armee sie kommen – erleichtert ist, läßt sich unschwer erkennen.
Unter den SPW mit Räderfahrgestell fielen besonders die Typen 60 P der Sowjetarmee, die tschechoslowakischen OT-64 „SKOT" sowie die ungarischen Vierrad-SPW FUG mit Drehturm und 20-mm-Maschinenkanone auf. Alle diese Typen gehören zu den modernsten Schützenpanzern unserer Zeit. Sie sind schwimmfähig, äußerst schnell und durch die Mehrachsbauweise (bzw. mit Stützrädern) sehr geländegängig und stehen in dieser Hinsicht den Kettenfahrzeugen nicht nach. Auch für den OT und FUG standen sowjetische Muster Pate.
Ihre Bewaffnung wurde in der Vergangenheit verstärkt. So verfügt z. B. der OT-62 (Vollkette), neben dem Universal-MG in einer Kuppel, über ein 82 mm rückstoßfreies Geschütz zur Panzerabwehr. Auch die Feuerkraft des ungarischen SPW ist durch die Maschinenkanone beträchtlich erhöht worden.
Die Panzerabwehrmittel nahmen einen bedeutenden Platz im Manövergeschehen ein. An erster



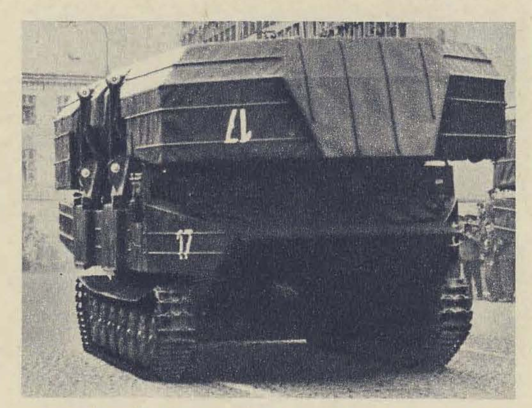
An riesigen Fallschirmkuppeln schwebten leichte Panzer, Geschütze und Kraftwagen hernieder.

Erstmals von der Tschechoslowakischen Volksarmee vorgeführt: eine neue Rakete sowjetischer Konstruktion.





30-mm-Zwillingsflak auf gepanzerten Fahrzeugen „Praga" V 3 S sicherte die Truppen gegen Luftüberfälle. Diese Geschütze haben eine hohe Feuerkraft und Schußfolge.



Selbstfahrende Ubersetzmittel brachten die Panzer rasch und sicher auf das jenseitige Ufer.

Stelle standen die sowjetischen Panzerabwehr-Lenkraketen, die allen sozialistischen Armeen zur Verfügung stehen.

Die tschechoslowakischen Luftlandetruppen setzten ihre rückstoßfreien Geschütze (106 mm Kaliber) und die „Tarasnice", eine rückstoßfreie Waffe von 82 mm Kaliber ein. Beide Typen sind äußerst leicht, beweglich und abwurffähig. Das 106-mm-Geschütz wird in zwei Lasten zerlegt abgeworfen. Mit wenigen Handgriffen ist es feuerbereit. Als Abwehrwaffe mit besonders starker Durchschlagskraft trat die 100-mm-Kanone in Erscheinung. Dieses hochmoderne Geschütz der Rohrartillerie kann Panzer auf weite Entfernungen wirkungsvoll bekämpfen.

Wichtige Unterstützungsmittel der Fallschirmjägereinheiten sind die Luftlandepanzer. Von Seiten der sowjetischen Truppen wurden zwei

Arten eingesetzt: der leichte LL-Panzer ASU 57 und der schwere Typ ASU 85.
Während der schwere Typ speziell als Panzerkampfwagen Aufgaben löst (85-mm-Kanone, Infrarotscheinwerfer, allseitige Panzerung), wird der ASU 57 als Mehrzweckfahrzeug genutzt. Er tritt hauptsächlich als SFL oder Schützenpanzer bzw. auch als Nachschub- und Aufklärungsfahrzeug in Aktion. Sein Kampfraum ist offen und bietet fünf Mann Platz. Die 57-mm-Kanone wird zur Panzerabwehr und zur Bekämpfung lebender Kräfte bzw. Feuernester des Gegners eingesetzt.

Besonders eindrucksvoll operierten die vereinigten Luftstreitkräfte der Sowjetarmee und der Tschechoslowakischen Volksarmee. Entsprechend ihrer Bestimmung lösten die MiG 17, 19 und 21 sowie die Suchoj 7 B (tschechoslowakische Produktion) ihre Abfang- und Jagdaufgaben, flogen als Jagdbomber und Träger für Kernabwurfmittel. Hohen Anteil an den Luftlandeoperationen hatten die Transporter und Hubschrauber. In bewährter Manier brachten die „fliegenden Wale" von weither die Fallschirmjäger und ihre Technik in den Raum der Gefechtshandlungen. Genau setzten sie Menschen und Geräte ab, pünktlich flogen sie die freigekämpften Flugplätze an. Die Hubschrauber der Mi-Reihe (Mi-1, -4, -6) unterstrichen mit eindrucksvollen Landemanövern sowie bei der Lösung von Sonderaufgaben — offenes Verlegen von Minen — die Bedeutung dieser Spezialflugzeuge im modernen Gefecht.

Die Kfz-Technik der sozialistischen Armeen dokumentierte gleichfalls ihre Güte. Praga V3S, Robur, Ural 375, Czepel und GAS zeigten bei anspruchsvollen Transportaufgaben, auf Straßen und im Gelände, was in ihnen steckt. Fahrer und Maschinen bewiesen ihren Leistungsstand.

Beim Brückenschlag über die Moldau wurde beste Pioniertechnik eingesetzt. 60-t-Pontonbrükken errichteten die Pioniere in Rekordzeiten.

Wertvolle Helfer waren ihnen dabei die Hubschrauber, die als Kran arbeiteten und schwere Brückenteile transportierten.

Schwimmfähige Spezialfahrzeuge setzten Panzer an solchen Flußstellen über, wo eine Unterwasserfahrt nicht möglich war.

Über unsere Panzer viel Worte verlieren, hieße Wasser in die Moldau kippen. Von den T 54 der vier am Manöver beteiligten Armeen wurde in jeder Phase der Kampfhandlungen das gehalten, was man seit Jahr und Tag von ihnen erwartet: ausgezeichnete Geländegängigkeit und Manövrierfähigkeit, wirkungsvolles Feuer, hohes Angriffstempo und zuverlässige Motorleistungen. Bevor die Panzer der Nationalen Volksarmee ins Gefecht eingeführt wurden, äußerte Unterfeldwebel Landmann, Kommandant eines Bergefahrzeuges: „Bisher brauchten wir noch keinen ‚Dikken' abschleppen. Das wird auch heute so sein, obwohl wir dadurch wieder ‚arbeitslos' sind. Aber unsere Kampftechnik ist eben einwandfrei, ihr kann man vertrauen."

Dieses Urteil eines Spezialisten dürfen wir getrost auf unsere gesamten technischen Mittel anwenden. Auf die sozialistische Militärtechnik ist jederzeit Verlaß, mit unseren Waffen kämpft es sich gut.







Auf Vollketten- und Rad-SPW griffen die Schützeneinheiten in den Kampf ein. Die Gleisketten und Niederdruckreifen ermöglichen, auch wenig tragfähige Böden zu befahren.

Anek-DoTeN

Illustrationen: Horst Bartsch

Vor einem Pariser Dienstgebäude parkte ein Offizier seinen Wagen in der verbotenen Zone, heftete jedoch vorsorglich einen Zettel an die Windschutzscheibe: „Pardon! Bin dienstlich hier!“ Als er zurückkam, fand er neben seinem Zettel einen Gebührenschein mit dem Zusatz: „Pardon! Ich auch!“



Ein noch sehr junger englischer Offizier fungierte als Adjutant bei seinem eigenen Vater, der General und Armeekommandeur war.
Während einer Gefechtsübung hatte der Adjutant einem alten, bärbeißigen Oberst einen Befehl des Truppenchefs zu überbringen.
„Bitte, Sie – Papa läßt Ihnen sagen, daß Sie Ihr Regiment auf jenen Hügel dort vorrücken lassen sollen.“
Da wandte ihm der Oberst seinen vor unterdrückter Wut puterroten Kopf zu und bellte: „So, das sagt er. Und was sagt denn M a m a ? . . .“



Jeder Rekrut hatte früher einen „Lebenslauf“ zu schreiben.
Hatte da mal ein Jüngling in dem Fabrikort Amerika bei Penig in Sachsen gearbeitet. Natürlich fiel beim Lesen dieses Namens dem Hauptmann ‚Amerika‘ sofort auf. Drum rief er beim nächsten Dienst den Mann heran. „Also, Sie sind in Amerika gewesen?“ – „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ – „So! – Hatten Sie denn die Erlaubnis zum Auswandern?“ – „In Amerika han se mir nischt drieber gesagt!“ – „So? – Mit welchem Schiff sind Sie denn hinüber gefahren?“ – „Nee, Herr Hauptmann, mit gar keenen nich. Von Wurzen bis Pen'g bin ich geloofen . . .“ – „Was?! Bis Peking sind Sie gelaufen?!“ – „Zu Befehl, Herr Hauptmann! Un von da koscht's mit der Eisenbahn bis Amerika een Groschen!“



Bei einem Intelligenztest wurde ein Schweizer Soldat gefragt: „Was ist Haschisch?“
„Haschisch?“ überlegte der Brave, dann sagte er: „Ich glaube, das ist Niesen auf türkisch!“



Leutnant von Itzenplitz prahlt im Restaurant mit seinen Jagderlebnissen in Afrika.
„Ich trete aus dem Gebüsch", erzählt er, „und was sehe ich? Einen riesigen Löwen! Ich ziele ... schieße – und strecke ihn nieder! Nach weiteren hundert Metern gerät mir ein zweiter Wüstenkönig vor den Schießprügel, gigantischer noch als der erste. Ich ziele ... schieße – und strecke ihn nieder. Aber das ist noch nicht alles! Kaum habe ich dem zweiten den Garaus gemacht, als auch schon ein dritter Löwe in geringem Abstand vor mir aufspringt und zum Sprung ansetzt. Ich ziele ..., ich schieße – und ..." In diesem wohl spannendsten Moment der Schilderung seiner Löwenjagd hört man am Nebentisch einen Gast unüberhörbar sagen:
„Wenn er den a u c h noch niederknallt, packe ich ihn beim Schlafittchen und verpasse ihm einen ordentlichen Tritt in den Hintern!"
Ohne mit der Wimper zu zucken, bringt daraufhin von Itzenplitz seine atemberaubende Nimrodserzählung folgendermaßen zum Abschluß: „Ich schieße – und – – – schieße v o r b e i ! ..."



Bevor Jonny wieder auf See ging, wollte er sich zum Gedenken an seine geliebte Mabel ihr Bild auf seine Brust tätowieren lassen.
„Okay", sagte der Tätowierer, „das läßt sich machen. Aber wie sieht das Kind denn aus?"
„Hier habe ich ein Foto von ihr!" strahlte Jonny.
„Ach so", lächelte der Hautmaler, „das ist Mabel! Von der brauche ich kein Bild!"



Leutnant von Zitzewitz zu seinem Burschen: „Zum Donnerwetter! Sie sollen vor aller Öffentlichkeit gesagt haben, daß ich ein Esel sei. Ist das wahr?"
„Jawohl! Wahr ist es – aber gesagt habe ich es nicht!"



Soldat Field meldete sich beim Truppenarzt. Der besah sich den Schaden und fragte: „Was haben Sie denn eigentlich mit Ihrer Hand gemacht?"
„Gestern abend auf dem Weg in den Camp ..."
„Na, reden Sie schon!"
„– und da ist mir einer auf die Finger getreten!"



Hauptmann von Möllendorf zu einem Neuen: „Sagen Sie mal, wo sind Sie eigentlich geboren?"
„Jeboren bin ick in Leipzig, aber in Berlin bin ick zur Schule jegangen."
„Teufel! Um den Schulweg sind Sie nicht zu beneiden."



Leutnant von Klettwitz im Restaurant zum Ober: „Mein Hirn taugt aber nicht sehr viel."
Ober: „Ja, das müssen Sie schon mit sich selbst abmachen."



„Bringen Sie Ihre alte klapprige Mühle mit!" hieß es in der Einladung des belgischen Automobilklubs ehemaliger Offiziere, der eine Sternfahrt durch Flandern veranstalten wollte. Einer der Eingeladenen schrieb zurück: „Besten Dank! Leider ist meine Frau verhindert!"



Leutnant von Itzenplitz inspiziert nachts die Posten. Einen fragt er: „Äh, ist das dort oben etwa der Mars?"
„Ach wo, das ist doch die Venus!" widersprach der Soldat.
„Donnerwetter! Bei der Entfernung erkennt er die Einzelheiten? Muß aber gute Augen haben!" staunte Itzenplitz.



„Soldat Woodband, vortreten!" befahl der Sergeant.
„Woodband ist krank!" gab ein anderer Auskunft.
„Ruhe! Das soll er gefälligst selber sagen!"



Bundesgesetzblatt

Sonderausgabe Nr. 43

Notverordnung zur Ergänzung der Prisenordnung für den Fall eines bewaffneten Konflikts mit der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands

Auf Grund der ihr erteilten Ermächtigung verordnet die Bundesregierung mit Gesetzeskraft:

Artikel 1

Die Notstandsgesetze der Bonner Regierung sind das umfassendste Instrument, um die westdeutsche Gesellschaft für einen neuen Waffengang zu formieren.

Doch die Vergangenheit mahnt!

VERBRECHERISCHE ZIELE– VERBRECHERISCHE MITTEL

Dokumente der Okkupationspolitik des faschistischen Deutschlands auf dem Territorium der UdSSR (1941–1944)

432 S. mit 14 Fotos, 24 Faksimiles und 2 Karten, Leinen 7,– MDN

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

LKG Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel

Pearl Harbor

(Fortsetzung von Seite 47)

Uhr abends Licht brannte, so wurde damit die Nachricht Nummer eins signalisiert. Licht von neun bis zehn war die Information Nummer zwei. Im Falle, daß sich Ruth Kühn nicht der üblichen Lichtzeichen bedienen konnte, so war auch da für Ersatz gesorgt: Brannte ein Autoscheinwerfer zur gleichen Stunde mit vollem Licht und war der zweite verdeckt, oder hing in der Zeit von acht bis zehn Uhr vormittags ein Bettlaken an der Wäscheleine, so galt das für die oben angeführte Nummer, hingen zwei Bettlaken an der Leine, so galt das für die andere.

Es war noch eine Methode zur Nachrichtenübermittlung vereinbart worden: Miß Ruth fährt zu einer bestimmten Stunde mit ihrem Segelboot in die Bucht hinaus und wird entweder ein Gaffelsegel mit Stern oder ein buntes Klüversegel gesteckt haben, oder ein Gaffelsegel ohne Stern und ein weißes Klüversegel, gegebenenfalls eine andere Kombination der Segel je nach Bedarf, und die Japaner auf dem U-Boot würden sofort wissen, worum es sich handelt.

Der Generalstab in Tokio erhielt so aus erster Hand bis zum letzten Augenblick genaue und verläßliche Informationen.

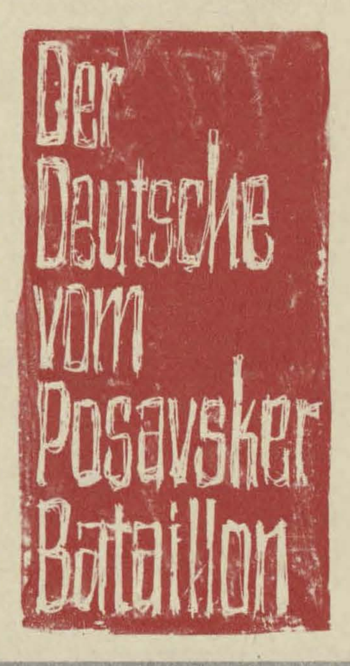
Am 22. November sammelte sich der japanische Flottenverband, von dem aus die Flugzeuge Pearl Harbor angreifen sollten, weit von Hawaii entfernt bei den Kurilen. Einunddreißig Schiffe der japanischen Kriegsmarine kamen an diesem Sammelpunkt zusammen. Vier Tage später lief diese Flotte in Richtung Süden aus. Tag und Stunde der Kriegserklärung sollten mit dem Angriff auf Pearl Harbor parallel laufen: Am 8. Dezember 1941. Entsprechend der Ortszeit auf Hawaii: Sonntag, den 7. Dezember 1941.

Den Tag des vorbereiteten Angriffs kannte außer den eingeweihten Kommandeuren niemand. Die Amerikaner, die schon seit längerem japanische Nachrichten entschlüsselten, wußten, daß sich die Japaner zum Angriff anschickten. Sie wußten aber nicht wann und wo. Das wußten nur die hübsche Verlobte eines Marineoffiziers der USA-Pazifikflotte, ihr Stiefvater und ihre Mutter Friedl.

Innerhalb des drei Minuten währenden Überraschungsangriffs wurden durch Lufttorpedos und Bomben Tausende Menschen getötet. 18 Schiffe wurden versenkt oder schwer beschädigt, 188 Flugzeuge der US-Army wurden völlig vernichtet und weitere 128 Armeeflugzeuge und 31 Marineflugzeuge schwer beschädigt. Die Flugplätze Kaneohe und Ewa wurden völlig zerstört. Die Japaner verloren bei dieser Operation nur 29 Flugzeuge, 6 U-Boote und 55 Mann. Als die ersten japanischen Flugzeuge die Küste Lanikai überflogen, war die Arbeit der Familie Kühn zu Ende. Der Professor wartete gemeinsam mit seiner Familie auf die Abfahrt. Generalkonsul Kita hatte es eingerichtet, daß das U-Boot, das mit Hilfe eines Funkgerätes die Informationen der Agentengruppe nach Tokio weiterleitete, nicht nur einige

Angestellte des japanischen Konsulats an Bord nehme, sondern auch die Familie Kühn. Es begann ein Wettlauf mit Sekunden.
Der Reporter der regionalen Zeitung „Star Bulletin“ Lawrence Nakatsuka, halb Japaner, halb Philippine, saß gerade beim Frühstück, als die ersten japanischen „Zero“ über seinem Kopf hinwegflogen. Als tüchtiger Reporter setzte er sich sofort auf sein Motorrad und fuhr nach Makelapa zum Sitz Generalkonsul Kitas. Dort traf er mit dem Korrespondenten der Agentur AP, Eugen Burns, zusammen, der mit dem gleichen Gedanken zum Konsulat geeilt war, Informationen direkt an der Quelle zu erhalten. Burns kannte den Chef des FBI auf der Insel, Shivers, sehr gut. Als er sah, daß das japanische Konsulat weder von Polizei besetzt noch von amerikanischen Soldaten umstellt war, lief er zur nächsten Telefonzelle und rief die Dienststelle des FBI an. Shivers verständigte die Militärpolizei.
Bei der Besetzung des Gebäudes entdeckte man im Garten des Konsulats zwei japanische Beamte, die Dokumente verbrannten. Das Wasser aus dem Gartenschlauch löschte das Feuer, die Soldaten nahmen sich der Japaner an und stellten die restlichen Dokumente sicher.
Robert L. Shivers selbst fand in einer Badewanne im japanischen Konsulat den Geheimkode zu den vereinbarten Signalen, die durch Miß Ruth gegeben worden waren. Er setzte sich in seinen Wagen und raste zum Haus der Kühns am Strand Lanikai. Er kam noch rechtzeitig hin, denn der Sportwagen, Marke „Roadster“, den Miß Ruth fuhr, die in den japanischen Dokumenten erwähnt wurde, stand noch vor dem Bungalow. Der Familie Kühn gelang es nicht mehr, in das Segelboot einzusteigen und in dem japanischen U-Boot Rettung für sich und ihre Dollars zu finden.
Ein Jahr später stand Dr. Kühn vor einem amerikanischen Militärtribunal. Dr. Kühn wurde zum Tode verurteilt. Jetzt erzählte er alles über die Organisation des japanischen Spionagedienstes im pazifischen Raum. Und wie es scheint, wußte er genug. Das Strafmaß wurde herabgesetzt. Kühn brauchte den elektrischen Stuhl nicht zu besteigen. Man gestattete ihm, daß er die nächsten fünfzig Jahre seines Lebens bei Zwangsarbeit im Zuchthaus von Port Leawenworth verbringen dürfe. Seine Frau und seine Stieftochter wurden in das Internierungslager eingeliefert. Dann war der Krieg zu Ende, Frau Friedl und Miß Ruth kehrten nach Europa zurück. Auch Dr. Kühn wurde begnadigt. Das Urteil wurde umgewandelt in Ausweisung aus den USA, aber er wollte nicht nach Deutschland zurückkehren. Man suchte eine Lösung und fand sie. Der ehemalige Professor übersiedelte freiwillig in das Internierungslager auf Ellis Island bei New York. Erst im Jahre 1948 bat er um Genehmigung, nach Argentinien auswandern zu dürfen. Kurz darauf bestieg er in New York ein Schiff und verließ die Vereinigten Staaten.

Schlecht bewaffnet und unter schwierigsten Verhältnissen begannen die jugoslawischen Partisanen ihren Freiheitskampf. Im Endergebnis erwiesen sie sich jedoch an der Seite ihrer Waffenbrüder als die Stärkeren. (Auf dem Foto: Partisanen nach dem Durchbrechen eines Kessels an der Sutjeska.)



Tag der Jugoslawischen Volksarmee ist der 22. Dezember. Das ist jener Tag, an dem vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren die erste „Proletarische Brigade“ gebildet wurde, deren Vorläufer jugoslawische Partisaneneinheiten waren.

Die erste antifaschistische deutsche Einheit in Jugoslawien wurde am 15. August 1943 in einem kroatischen Dorf aufgestellt. Sie erhielt den Namen „Ernst Thälmann“. In ihren Reihen kämpften vor allem Angehörige der deutschen nationalen Minderheit. Jedoch stellten sich im Verlaufe des Krieges auch immer mehr Soldaten der deutschen Wehrmacht auf die Seite der Partisanen.

Die „Ernst-Thälmann“-Einheit, die unter dem Kommando des Antifaschisten Rudolf Wambotisch und seines Kommissars Johann Mucker stand, trug neben dem roten Stern der Partisanen als besonderes Zeichen die deutschen Nationalfarben schwarz-rot-gold an der Uniform.

Zahlreiche Deutsche wurden aber auch direkt Angehörige jugoslawischer Partisanenverbände. So kämpften zum Beispiel in den Einheiten dreier kroatischer Korps einhundertzwanzig deutsche Antifaschisten.

Einen dieser deutschen Widerstandskämpfer, den Partisanen Harry Schichter, schildert der Schriftsteller Jovan Popović in seinen „Wahrhaftigen Legenden“:

Im August 1941, als in ganz Serbien und selbst sogar bei Belgrad fast über Nacht Partisanenabteilungen entstanden, bewegten sich auf allen Landstraßen und Wegen ungewöhnliche Gruppen von Menschen.

In solch einer Gruppe ging auch ich – geradewegs auf den Wald von Grabovac zu, wo sich eine Partisanenabteilung befand. Wir begegneten einer anderen Gruppe, ähnlich der unsrigen, und in ihr bemerkte ich einen Jüngling, der sofort irgendwie den Blick auf sich zog. Er war schlank, von sportlicher Figur, mit sommersprossigem Gesicht, weißblonden Haaren und kaum sichtbaren Brauen über hellblauen, flinken Augen, deren Blicke von einem zum anderen sprangen.

Er hatte einen hellen Regenmantel an und trug auf dem Kopf einen zerrissenen, einstmals eleganten Hut. Ich bemerkte, daß sein Gesicht sehr beweglich war: Ein jeder Muskel spielte, als ob er ein eigenes Leben hätte.

Chauffeur Velja, ein großer, dunkler, auf den ersten Blick grob erscheinender Mensch, erzählte mit gedämpfter Stimme:

„Wir hatten unsere Not mit ihm auf dem Wege. Wir können uns nur schlecht verständigen, denn wir kennen seine Sprache nicht, und er kennt nicht die unsrige. Den Bauern erzählten wir, daß er stumm sei. Aber er wollte ständig irgend etwas fragen. Weil er leidenschaftlicher Raucher ist, bat er um Streichhölzer. Ständig mußten wir ihm durch Zeichen begreiflich machen, daß er nichts fragen sollte, und daß es in den Dörfern keine Streichhölzer gibt. Die Bauern sind mißtrauisch. Wenn sie ihn hätten deutsch sprechen und noch dazu Streichhölzer fordern hören, so hätten sie nicht gewußt, was das soll, wer wir sind und was wir beabsichtigen. – Ach ja, gequält haben wir uns mit diesem, unserem Deutschen", seufzte Velja scherzhaft-gutmütig und klopfte dem Jüngling freundschaftlich auf die Schulter. Der lachte verlegen aber herzlich auf, wobei er die schmalen Brauen hochzog. Er merkte, daß über ihn gesprochen wurde.

Als ich ihn auf deutsch anredete, erbebte er richtig. Dann legte er los. In Berliner Jargon und mit einer Schnelligkeit, daß die Worte einander jagten, erzählte er mir eine verworrene Geschichte: daß er irgend eine große Sabotage in der deutschen Wehrmacht betrieben habe, worauf er zum Tode verurteilt worden sei. Daß er dann jedoch auf krank simuliert hätte, worauf es ihm gelungen sei, aus dem Lazarett zu entfliehen.

„Denn weißt du, bei uns Deutschen wird der Verurteilte oft erst gesund gepflegt und dann hingerichtet." Es war eine lange Geschichte, in der er viele Orte erwähnte, die fünfte Kolonne, irgendwelche Frauen, mit denen er zu tun gehabt hatte, einen Onkel, der Kommunist war, Mutter und Schwestern in Berlin, die nun nicht wüßten, wo er sei.

Diesem riesigen Wortschwall entnahm ich schließlich, daß er sich irgend ein leichtsinniges, kindisches Abenteuer erlaubt hatte, das zwar die Disziplin der deutschen Truppe verletzte, jedoch die Truppe selbst keineswegs gefährdete. Dennoch sprach er über sein Todesurteil mit einem Stolz, als habe er damit Hitler selbst einen ordentlichen Stoß versetzt.

Er war ein Kind, ein regelrechtes Jüngelchen, dieser ehemalige deutsche Leutnant. Mit achtzehn Jahren war er in das Kriegsabenteuer gezogen, das ihm anfangs gefallen hatte, solange der Krieg für die Deutschen noch ausgesehen hatte wie ein nützlicher Sport. Er war damals vom Scheitel bis zur Sohle einfach Krieger gewesen – ein Krieger, der sein Handwerk liebt, aber den Sinn des Krieges nicht versteht...

Es muß eine gewaltige Entwicklung in ihm vor sich gegangen sein, bis er soweit war, eines Tages nüchtern zu analysieren:

„Weißt du, ich bin halt Deutscher. Bin dem Tode entronnen; und du wirst dir vorstellen können, wie das ist, wenn man wochenlang in der Gewißheit lebt, daß man dich erschießen wird als ehrlosen Soldaten, als Verräter. Ihr seid gegen die Fremdherr-



Im Rücken des Manövergegners greifen Luftlandetruppen in das Geschehen ein.

schaft für eure Befreiung aufgestanden, ich aber bin in Zwiespalt mit meinem Volk gekommen. Das ist nicht das gleiche. Aber jetzt bin ich mit euch und werde bei euch bleiben. Ich werde bleiben, dessen sei gewiß."

Er blieb und legte vor der gesamten Partisanenabteilung folgenden Schwur ab:

„Ich, Harry Schichter, Sohn des deutschen Volkes, schwöre, daß ich gegen die Okkupanten für die Befreiung des serbischen Volkes kämpfen werde, ohne Kräfte noch das Leben zu schonen; denn auf diese Art kämpfe ich für die Befreiung meines Volkes und aller versklavten Völker."

Harry hatte bereits eine ganze Reihe von Faschisten getötet; denn seine Schüsse saßen. Doch im Nahkampf, wo Freund und Feind leicht durcheinandergeraten, war er mit ihnen noch nicht zusammengestoßen. Dann aber kam es zum ersten großen Gefecht des Posavsker Bataillons mit Nedić- und Ljotić-Leuten[1] sowie deutschen Faschisten.

Es war nachts. Ich hatte Wache, und da man vergaß mich abzulösen, erwartete ich das Morgengrauen. Aus der Ferne ertönte das Gedonner von Motoren, als ob ein Steinschlag niederginge. Die Hunde fingen schrecklich an zu heulen.

Als der Morgen graute, kam ein Zigeuner aus dem nächsten Dorf angerannt und schrie atemlos: „Tausende von Deutschen . . . , mit vielen Lastwagen . . . , sie rauben und köpfen. Helft, Genossen . . . , wir kommen um!"

Sein Bericht war ungenau, von Panik diktiert. Aber einiges daran stimmte gewiß. Das gütige, hagere Gesicht unseres Kommissars Vlada, der ihn anhörte, verfinsterte sich, und wütend nagte er an seinen Lippen unter einem ungewöhnlich langen Schnurrbart. Ich merkte, daß Vlada bereits präzisere Nachrichten hatte, und mitten in den allgemeinen Vorbereitungen zum Aufbruch kam dann noch Koča. Koča – der Kommandeur unserer Abteilung, ehemals Batteriechef in Spanien.

Unser Bataillon verteilte sich in einem Gehölz. In Zügen rückte es vor, und da mir keiner etwas gesagt hatte, ging ich schließlich mit dem letzten Zug mit. Zusammen mit dem Zug schlug ich mich durch ein Maisfeld.

Wie immer in solchen Gefechten übersah der einzelne Kämpfer – umsomehr als Neuling – nicht die gesamte Situation und wußte nicht genau, was los war. Plötzlich riß die Verbindung ab, die Kommandos des Zugführers blieben aus. Die Genossen begannen zu streiten. Zurück! sagten die einen. Vorwärts! meinten die anderen. Ich schob mich etwas aus dem Maisfeld, und da sah ich in der Ferne Harry: Er lief mit gestrecktem Rücken und eingezogenem Kopf, das Gewehr in der einen Hand, die Pistole am Riemen in der anderen.

Da kamen mir Zweifel! Ich verwarf sie – aber dennoch:

---

[1] Posavsker Bataillon — Partisaneneinheit, die am Unterlauf der Save, etwa 100 km südwestlich von Belgrad operierte.
Nedić — serbischer Verräter, Vorsitzender der Marionettenregierung in dem von deutschen Faschisten okkupierten Serbien. Hier ist die örtliche Gendarmerie der Nedić-Regierung gemeint.
Ljotić — Leiter einer militanten, halbfaschistischen Organisation im besetzten Serbien.



Offiziersschüler der Jugoslawischen Volksarmee bereiten sich auf eine Übung unter den komplizierten Bedingungen des Hochgebirges vor, die harte Anforderungen an das Leistungsvermögen stellt.



In der Praxis ist es allerdings weit schwieriger, die Bergriesen zu bezwingen. Noch dazu im Gefecht.

Harry lief weiter, allein, weit vor uns, ohne irgendeinen der Unsrigen.
Von dort, wo das Dorf sein mußte, ertönte ersticktes Wehklagen von Frauen. Waren dort die Deutschen?
Plötzlich tauchte Harry wieder auf und gab mir ein Zeichen.
„Gut, daß ich dich treffe. Die anderen würden mich nicht verstehen. Ich bringe einen Befehl des Kommandeurs. Unsere haben oberhalb des Dorfes Stellung bezogen. Ihr geht links, in dieser Richtung. Dort ist der Stellvertreter des Kommandeurs und teilt Patrouillen ein. Falls wir zerstreut werden — Sammelpunkt nach dem Kampf ist der Wald bei Ušće."
Schon war er wieder fort. Ich dachte, daß ich besser bei ihm bleiben sollte. Doch dann schämte ich mich meiner Zweifel...
Am Dorfrand stießen wir auf Faschisten. Auch sie hatten uns bemerkt. Die Entfernung zu ihnen betrug etwa zwanzig Schritt. Da ertönte in unserer Nähe das Rattern eines Maschinengewehres: Harry und Bora Kečić feuerten, alles um sich herum vergessend, mit erhitzten Gesichtern auf den Feind.
Den ganzen Tag widerhallte die Umgebung von Schüssen. Schließlich wurde der faschistische Angriff zerschlagen.
Am Morgen nach dem Gefecht sammelten wir uns im Wald. Einige der Genossen fehlten, und sie wurden beinahe schon wie Gefallene beklagt. Doch nach und nach fanden sie sich ein — schließlich wurden nur noch Harry und Bora Kečić vermißt.
Es war uns schwer ums Herz; aber wir mußten uns damit abfinden, daß der Kampf auch uns Opfer abforderte.
Doch da tauchten strahlend Harry und Bora auf! Sie hatten sich bei der Verfolgung des Feindes verirrt gehabt. Wir betasteten sie. Noch einmal wurde abgezählt; und als sich zeigte, daß wir wirklich alle vollzählig waren, wollten wir nicht glauben, daß ein solches Glück möglich war.
Seitdem fiel auf Harry nicht der leiseste Schatten mehr. Er war ein für allemal unser.
Im Bulletin des Obersten Stabes erschien später folgende Mitteilung:

BELOBIGUNG

Wir sprechen dem ehemaligen deutschen Soldaten Harry N. für beispielgebende Tapferkeit unsere Anerkennung und Belobigung aus. Außer mehreren tapferen Einsätzen zeichnete sich Harry besonders aus, als er, allein in einem Motorboot, mit einem Maschinengewehr in der Hand, auf der Save ein Fahrgastschiff mit mehreren feindlichen Soldaten und Offizieren und einer größeren Menge Verpflegung, die für die deutschen Besatzungstruppen in Šabac bestimmt war, aufbrachte.

Für den Obersten Stab der Volksbefreiungs-Partisaneneinheiten Jugoslawiens
Tito

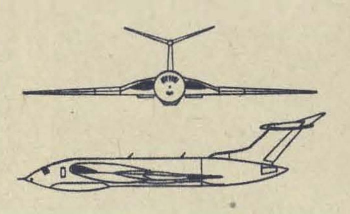
In der Dokumentensammlung über den Befreiungskampf der jugoslawischen Völker fügten die Herausgeber dem Namen „Harry N." ein Sternchen hinzu und erläuterten in einer Fußnote:
Harry Schichter, Deutscher, gebürtig aus Berlin. Er lief aus der faschistischen Wehrmacht in die „Posavsker Partisaneneinheit" über und fiel 1941.

ARMEE-RUNDSCHAU 12/1966

TYPENBLATT

NATO-FLUGZEUGE

Strat. Bombenflugzeug Handley Page HP 80 „Victor" BMk. 1 (England)





Taktisch-technische Daten:

Max. Startmasse	79500 kg
Spannweite	33 m
Länge	33,40 m
Höhe	8,15 m
max. Flugweite	4800 km
Gipfelhöhe	18300 m
max. Geschwindigkeit	1060 km/h
Triebwerk	4 Luftstrahlturbinen mit je 4650 kp Schub
Bewaffnung	keine Vert.-Bew., ein AVRO-„Blue Steel"-Flugkörper, nukl. Abwurfwaffen
Besatzung	5 Mann

„Victor" ist in den britischen Luftstreitkräften als strategisches Bombenflugzeug für Kernwaffen eingesetzt. Auch als Fernaufklärer findet das Flugzeug Verwendung. Die verbesserte Version BMk. 2 besitzt stärkere Triebwerke (je 7825 kp) und hat etwas veränderte Abmessungen.

ARMEE-RUNDSCHAU 12/1966

TYPENBLATT

NATO-FAHRZEUGE

PKW Land-Rover Mk. 8 (England)

Taktisch-technische Daten:

Masse	2200 kg
Länge	3760 mm
Breite	1665 mm
Höhe	1975 mm
Bodenfreiheit	205 mm
Bauchfreiheit	260 mm
Nutzlast (Straße)	0,75 Mp
(Gelände)	0,65 Mp
max. Geschwindigkeit	95 km/h
Fahrbereich	560 km
Steigfähigkeit	45%
Motor	4-Takt-Otto oder 4-Takt-Diesel
Leistung	77 PS (Otto), 62 PS (Diesel)



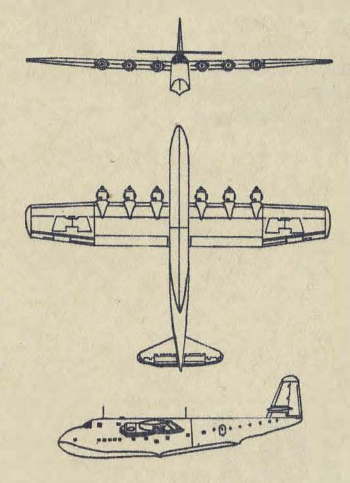
Der Land-Rover ist ein Mehrzweck-Fahrzeug; eingesetzt in den britischen Streitkräften und beim westdeutschen Grenzschutz als Zugmittel, Sankra, Werkstattwagen und Feuerlöschfahrzeug. Eine Bewaffnung mit MG bzw. RG ist möglich. Der Typ Mk. 9 weist veränderte Daten auf.

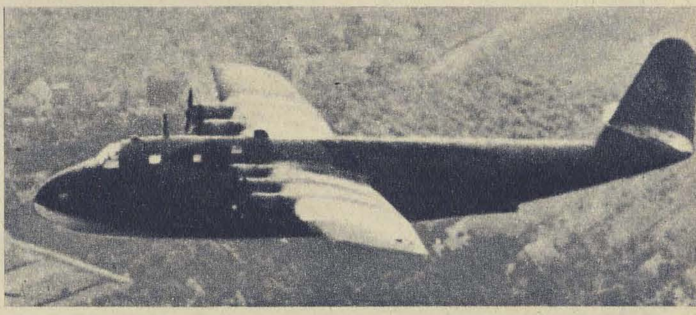
ARMEE-RUNDSCHAU 12/1966

TYPENBLATT

WAFFEN DES ZWEITEN WELTKRIEGES

Flugboot BV 222 „Wiking“ (Deutschland)





Taktisch-technische Daten:

Flugmasse	45000 kg
Spannweite	46 m
Länge	36,5 m
Höhe	5,67 m
Flügelfläche	255 m²
Flugweite	7450 km
Geschwindigkeit	345 km/h
Gipfelhöhe	6500 m
Triebwerk	6 BMW-Sternmotore Bramo 323, neun Zyl., je 650 PS
Besatzung	5 Mann

Die BV 222 wurde ursprünglich als Transozeanflugboot für zivile Zwecke gebaut. Die faschistische Luftwaffe übernahm bald den Typ und baute ihn als Transportflugboot um. Damit konnten 110 feldmarschmäßig ausgerüstete Soldaten oder 10 t Kriegsgerät befördert werden. Die zweite Version BV 222 B erhielt 11 MG als Bewaffnung. Eine besondere militärische Bedeutung erlangten diese Flugboote nicht.

ARMEE-RUNDSCHAU 12/1966

TYPENBLATT

WAFFEN DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

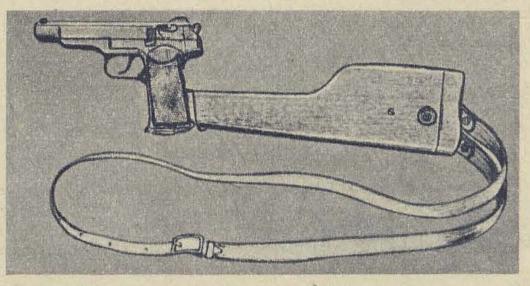
Pistole APS (Stetschkin) (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse	
– mit leerem Mag.	1020 g
– mit gef. Mag.	1220 g
Patrone	10 g
Kaliber	9 mm
Länge	225 mm
– mit Kolben	540 mm
Anfangsgeschw.	340 m/s
Günst. Schußentfernung bei kurzen Feuerstößen	
– mit Kolben	bis 100 m
bei Einzelfeuer	
– mit Kolben	bis 150 m
– ohne Kolben	bis 50 m
Feuergeschwindigkeit	
– theoretisch	700 . . . 750 Schuß/min
– praktisch	25 . . . 40 (Einzelf.), bis 90 (Dauerf.)

Bei Verwendung des Kolbens kann Dauerfeuer geschossen werden. Die Waffe wird in Spezialeinheiten verwendet.







IKA ELECTRICA

Wege zur Raumstation

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

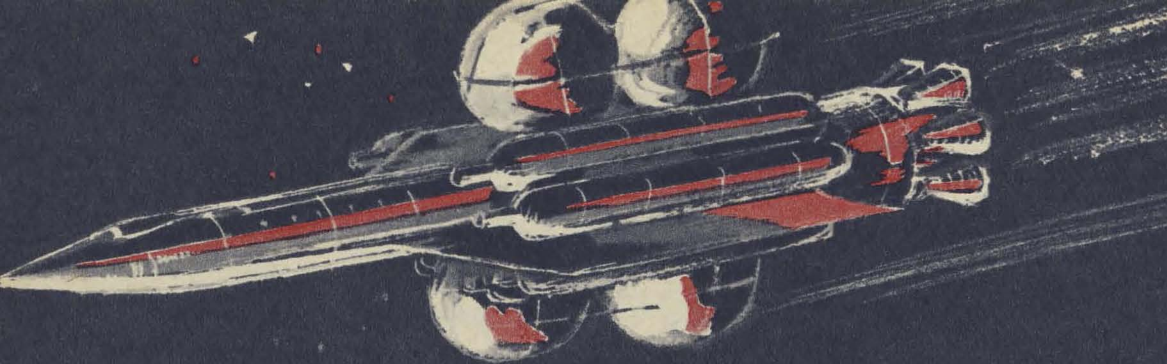
Mit kühnem Weitblick sahen Männer wie Ziolkowski, Noordung, Oberth und andere schon in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts den Bau von dauerhaften Raumstationen als einen der entscheidenden Höhepunkte der Raumfahrt voraus. Als bemannte Großsatelliten, die auf mehr oder weniger erdnahen Umlaufbahnen unseren Planeten umkreisen, sollten nach ihren Vorstellungen diese Raumstationen einerseits Stützpunkte für den schwierigen Zusammenbau und die Startvorbereitung großer bemannter Mond- und Planetenflugeinheiten bilden. Andererseits sollten sie als außerirdische Beobachtungsstationen der Weltraumforschung zu völlig neuartigen Möglichkeiten verhelfen.

Ob es sich um die zweckmäßigste Form für eine solche Station handelte oder um Bereiche der Lebenserhaltung für die Kosmonauten, ob um den Versorgungs- und Ablöseverkehr oder Fragen der Bordenergie, viele dieser Gedanken und Vorschläge bilden auch heute noch interessante Anhaltspunkte für technische Überlegungen. Unabhängig davon, an welchen Verwendungszweck für eine Raumstation im einzelnen gegenwärtig gedacht wird, ist nicht zu erwarten, daß gleich umfangreiche Stationsprojekte verwirklicht werden können. Zuvor müssen noch, trotz aller beachtlichen Fortschritte der Raumflugtechnik und Raumfahrtmedizin, zahlreiche Teilprobleme eingehender geklärt werden. Man wird sich daher nur Schritt für Schritt über kleinere Stationseinheiten, mit Besatzungen von zwei bis vielleicht zehn Mann, an Objekte größerer Dimension wagen können.

Der Betrieb einer Raumstation wirft naturgemäß schwerwiegende Fragen bezüglich der Raumfahrtmedizin auf. Aus betriebsökonomischen Gründen wird man allgemein bemüht sein, eine Besatzung so lange als möglich im Einsatz zu belassen, so lange keine Gefahr für Leben und Gesundheit besteht. Wo liegt dabei nun die Grenze? Abgesehen von vorwiegend technischen Problemen (Nahrungsreserven, Klima und sonstige Ausrüstungen) spielt unter Normalbedingungen das Schwerelosigkeitsproblem eine entscheidende Rolle. Die bisherigen Raumflüge mit bemannten Geräten geben darüber noch keine befriedigende Auskunft. Alle diese Einsätze waren Raumaufenthalte unter dauernder Schwerelosigkeit. Obwohl amerikanische Raumfahrtmediziner nach den beiden „Gemini"-Dauerflügen (8 bzw. 14 Tage) und ergänzenden Bodenuntersuchungen meinen, daß eine Dauerschwerelosigkeit sogar bis zu 30 Tage ertragbar sei, lassen die Experimente noch keine endgültigen Schlüsse darüber zu, inwieweit nicht mehr rückgängig zu machende physiologische Veränderungen (z. B. Kalziumabbau im Knochengerüst) eintreten können. Als Ausweg bieten sich zwei spezielle technische Verfahren an, von denen das eine auch schon von den Raumfahrtpionieren vorgeschlagen wurde. Danach könnte die fehlende Schwerkraft durch einen Fliehkraftandruck ersetzt werden, der durch Rotation der Raumstation um ihren Masseschwerpunkt entsteht. Aus diesem

Zeichnung: Hans Räde





Grunde sahen die klassischen Entwürfe auch meist einen radförmigen Aufbau der Raumstation vor. Die Aufenthaltsräume der Menschen sollten in der entsprechend ausgebauten Rad-„Felge" untergebracht sein. Der Zugang zur Station wäre durch die hohlen „Speichen" möglich. So plausibel diese Lösung für größere Stationen auch ist, für kleinere Versuchsstationen ist dieser Weg nicht gangbar, da wegen ihrer geringen Ausdehnung die differentielle Fliehkraftwirkung (Kopf – Füße) zu sehr nachteiligen physiologischen Effekten (Orientierungsstörungen) für die Raumfahrer führen könnte. Zweckmäßiger wäre es, kleinere Stationen über ein entsprechend langes Verbindungskabel mit einem zweiten Körper zu koppeln und dann beide in einer günstigen Entfernung vom gemeinsamen Massezentrum umeinander rotieren zu lassen. Ein erster, noch unvollkommener Vorversuch wurde beim Flug von „Gemini 11" unternommen. Allerdings erschwert die Rotation solcher Art die Arbeit ganz erheblich. Ein anderes Verfahren sieht daher für mittelgroße und nicht rotierende Stationen den Einbau von Kleinzentrifugen vor, in denen die Raumfahrer wenigstens zeitweilig einem ausgleichenden Fliehkraftandruck ausgesetzt werden können.
Wie die bisherigen Aufgabenstellungen für Raumstationen erkennen lassen, wird der Ausstieg eines oder mehrerer Kosmonauten in den freien Raum einen wesentlichen Bestandteil ihres Einsatzprogramms bilden. Aufbau, Wartung und Reparatur von separaten großen technischen Einrichtungen (z. B. Antennensystemen, Teleskopen) und später vielleicht auch von Mond- und Planetenflugeinheiten werden die Tätigkeit dabei sein. Die Raumstation muß demzufolge zumindest über eine zuverlässige Luftschleuse verfügen, wie sie beispielsweise erstmalig mit dem sowjetischen Raumschiff „Woßchod 2" erprobt wurde. Aber auch die Ausrüstung der aussteigenden Raumfahrer muß diesen Aufgaben angepaßt werden. Neben einem sicheren und möglichst flexiblen Raumanzug wird dafür möglichst ein autonomes Luftversorgungs- und Klimagerät erforderlich, wie es ebenfalls beim Flug von „Woßchod 2" erstmalig von Leonow als „Weltraumtornister" mitgeführt wurde. Wie außerordentlich problematisch die Funktionstechnik derartiger Hilfsausrüstungen oder entsprechender Versuchsgeräte jedoch sein kann, zeigten die Ausstiegsexperimente amerikanischer Kosmonauten. Die für die Klimaregelung in den Raumanzügen vorgesehenen Geräte vermochten nicht die unerwartet hohe Feuchtigkeitsabgabe zu kompensieren, die durch die immense körperliche Belastung innerhalb der 40 bis 120 Minuten reichenden Ausstiegszeit hervorgerufen wurde.
Da in unseren Beiträgen nur einige der wichtigsten Probleme bemannter Raumstationen gestreift werden können, soll abschließend noch über Strahlungsgefahren gesprochen werden. Es gibt im Bereich der kosmischen Teilchenstrahlung (Elektronen, Protonen usw.) drei sehr unterschiedliche Wirkungsquellen für Strahlungseinflüsse außerhalb der Erdatmosphäre. Die erste Strahlungskomponente, die „kosmische Primärstrahlung" kommt aus der Tiefe des Weltraums zur Erde. Ihre Intensität ist jedoch im allgemeinen so gering, daß bei Flügen von mehrtägiger oder mehrwöchiger Dauer kaum mit einer ernsthaften Gefährdung der Raumfahrer gerechnet werden muß. Eine zweite Komponente macht sich vornehmlich erst in bestimmten Bereichen des erdnahen kosmischen Raumes bemerkbar. Es handelt sich dabei um Strahlungsteilchen, die vom Magnetfeld der Erde wie in einem Käfig festgehalten werden und in ihrer Gesamtheit den oft genannten Strahlungsgürtel der Erde aufbauen. Die räumliche Lage dieser erst in einiger Entfernung von der Erdoberfläche beginnenden Strahlungszonen ist heute ziemlich gut bekannt. Alle bisherigen Flüge bemannter Raumschiffe lagen zum größten Teil wesentlich unterhalb dieses Gebiets. Lediglich „Gemini 11" stieß mit etwa 1350 km Flughöhe bis an die untere Grenze der intensivsten Strahlungskonzentration vor. Da aber gerade in diesem unteren Bereich (etwa ab 1500 km Höhe) besonders hohe und daher gefährliche Strahlungsintensitäten (energiereiche Protonen) zu finden sind, wird man wohl auch in der Zukunft mit Raumstationen unterhalb von etwa 1500 km bleiben müssen.
Die dritte Strahlungskomponente entsteht im Zusammenhang mit sporadischen Ausbrüchen auf der Sonne und kann Intensitäten erreichen, die für nicht ausreichend geschützte Raumfahrer schon bei kürzeren Einwirkzeiten unbedingt tödliche Folgen haben können. Hier gilt es noch sehr intensiv zu forschen und Entwicklungsarbeiten zu leisten, um auch Besatzungen von zukünftigen Raumstationen zu schützen.

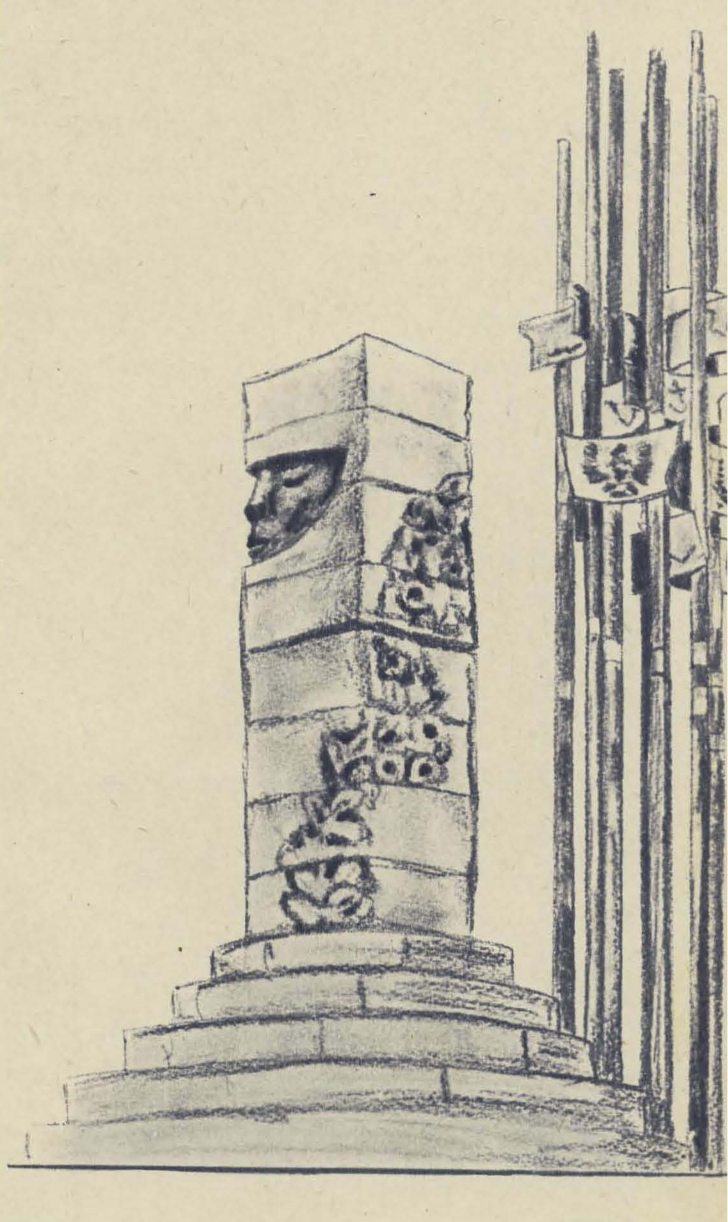


Oberfeldwebel Kunze: Waffenbrüderschaft; Blatt aus dem Zyklus „Fahneneid“, Linolschnitt, 1964.

Von der Rattenburg nach Szczecin

REISENOTIZEN VON HAUPTMANN WALTER FLEGEL

Natürlich kennen Sie die Rattenburg nicht. Selbst jene, die viel über unsere Arbeitsgemeinschaft wissen, kennen nicht alle die Rattenburg.
Ich weiß nicht, warum sie mir gerade jetzt einfällt, hier, in der Kaffeestube eines polnischen Panzerregimentes. Am letzten Nachmittag unseres Aufenthaltes in Szczecin. Vielleicht gerade deshalb? Denn in der Rattenburg begann jener Weg, der über Ländergrenzen hinweg zu unseren polnischen Waffenbrüdern führte. Nicht erst vor acht Tagen, als wir in unserer Burg Papier, Farben, Pinsel und Stifte für unsere Studienreise zusammenpackten, sondern schon vor zehn Jahren, als wir in ihren Räumen nach dem ersten Lehrgang die ersten ‚Gemälde' stationierten, Zweige, Bäume, exotische Fische.
Wir? Vom ersten ‚Wir' der heutigen Arbeitsgemeinschaft für bildnerisches Volksschaffen im Dienstbereich Stechbart ist nur einer übrig geblieben, der Klubleiter Hauptmann Herbert Heller. Seit zehn Jahren macht er sich ein oder zweimal im Jahre von Prora auf den Weg nach Klein-Nemerow am Tollensesee, nach Burg Stargard oder nach Boitzenburg. In diesem Jahr nun führt die Reise mit sechs anderen ‚Malern', die aus Eggesin, Karpin und anderen Standorten des Dienstbereiches kommen, bis nach Szczecin. Nun stehen sie gemeinsam mit einigen Genossen der Szczeciner Garnison zwischen den siebzig Studien und Skizzen, die hier entstanden sind, die zur „Besichtigung" und Beurteilung auf Stühle gesetzt wurden.
Jede der ausgestellten Arbeiten erinnert uns an Episoden. Die Porträts zum Beispiel an dreißig polnische Soldaten und Unteroffiziere, die auf dem Flur vor unserem Arbeitszimmer eine seltsame Musterung geduldig über sich ergehen lassen. Die Köpfe werden ihnen hin- und hergedreht. Die Mützen werden ihnen abgehoben und wieder aufgesetzt. Modellmarkt! Qual der Wahl! Vier Soldaten werden ausgesucht. Annemarie Wesenberg, künstlerische Leiterin der Arbeitsgemeinschaft und Herrin der Rattenburg, will die anderen Soldaten trösten. Laut und lächelnd sagt sie: „Am liebsten würden wir euch ja alle malen." Die polnischen Genossen haben sie verstanden und mißverstanden, denn zwei Stunden später warten sie draußen immer noch, daß sie an der Reihe sind.
Oder der Brieflesende da. „Lies weiter, Genosse! Immer lies!" ruft



Hauptmann Steglich: Grunwalddenkmal, Bleistiftstudie.

Bei Grunwald erlitt der deutsche Ritterorden 1410 eine vernichtende Niederlage durch ein polnisch-litauisch-russisches Heer unter König Wladyslaw Jagiello und dem Großfürsten Witold. Damit begann der Zusammenbruch der Machtstellung des Ordens.

Hauptmann Helmut Kempf ihm zu, als er ihm begegnet. Und nachdem die Skizze fertig ist, kennt der Soldat den Brief auswendig. Genosse Kempf interessiert sich für Hebezeuge. Inmitten einer Fahrzeugkolonne entdeckt er einen Kran auf Ketten, beginnt ihn zu skizzieren. Plötzlich setzt sich die Kolonne in Bewegung. „Kinder, halt!" ruft Helmut, und „Dowidenije", rufen die polnischen Soldaten. Sie winken, zucken mit den Schultern. Befehl ist Befehl. Da winkt auch unser Hel-

mut, dann tröstet er sich mit Hurvinek: „Ja, Paapie, daas iist halt Kinstlerpäch."

Das Porträt von Major Miroslav Tehorzewski hat Annemarie gemacht. Immer, wenn ich es sehe, erinnere ich mich an die dunkle Wand im Traditionszimmer unseres Gastgeberregimentes. Auf dieser Wand sind die Namen der gefallenen Kämpfer des Regimentes zu lesen. Das Regiment ist eines der ersten der Polnischen Volksarmee. In der Sowjetunion aufgestellt, führte sein Kampfweg an der Seite der Sowjetarmee bis nach Magdeburg. Auch Major Tehorzewski begann in der Sowjetunion zu kämpfen. Er spricht nicht deutsch und nicht russisch, und wir sprechen nicht polnisch. Es dauert lange, bis der Major verstanden hat, daß er uns aufschreiben möchte, wo er gekämpft hat.
Ich beobachte dann, wie Annemarie ihn porträtiert. Ich bin überzeugt, sie hat bei der Arbeit auch an jene Wand gedacht. Solche wird es mehr geben in der Polnischen Volksarmee. Und eine wird auch die Namen jener Soldaten tragen, die neben Major Tehorzewski gefallen sind. Bei der Forcierung der Oder und Neiße durch die Zweite Polnische Armee, während der Kämpfe bei Niesky, Bautzen, Pirna, oder daheim, gegen faschistische und nationalistische Banden, die das befreite Polen noch lange terrorisierten. Es wird nicht bei der Studie des Majors bleiben. Vielleicht hängt sein Porträt als Gemälde eines Tages im Traditionszimmer dieses Truppenteils, in dem er heute dient, als Beweis unserer Achtung vor Major Tehorzewski und seinem Regiment.
Vor einer anderen Arbeit Annemaries, ihrem ‚Selterswassergemälde', lachen wir. Seine Geschichte wird noch einmal erzählt, weil unsere Gäste sie noch nicht alle kennen. Annemarie arbeitet an der Schloßterrasse. Da im Schloßcafé Wassersperre ist, mischt sie die Farben mit Selterswasser. Von der Terrasse aus sieht man Parkanlagen, Straßen, die Oder und den Hafen. Darum wird jede Touristengruppe dorthin geführt. Um nicht gestört zu werden, antwortet Annemarie auf alle in polnisch, russisch und norwegisch gestellten Fragen: „Nicht verstehen." Auch bei Deutschen macht sie keine Ausnahme. Und dann versteht sie: „Du, ob die hier alle mit Selterswasser malen?"


Hauptmann Kempf: Ein Brief von zu Haus, Bleistiftstudie.

Unsere polnischen Freunde widmen ihr Interesse einer Skizze Leutnant Steglichs, dem „Königstor“. Ein uraltes Stück Szczecin. Uralt aber nur nach der Chronik und von außen. Innen hell, gemütlich, besonders, wenn es draußen regnet. Moderne Sessel und Tische, Kaffeeduft, Musik. Könige sind hier Berufs- und Laienkünstler, die mit ihren Arbeiten etwas über das Meer aussagen wollen. Jede Woche wird die Ausstellung gewechselt. Zur Zeit hängen Fotos an den Wänden über die Beziehungen des Menschen zum Meer. Szczecin ist Szczecin durch den Hafen.

Wir haben noch nicht den ersten Schluck Kaffee getrunken, da setzen sich die Szczeciner vom Nebentisch zu uns. Mein Gegenüber könnte ein Kraftfahrer sein, überlege ich. Aber er ist Schriftsteller, heißt Jan Papuga und war viele Jahre Matrose. Von der DDR weiß er viel. Er kennt

Von der Rattenburg nach Szczecin



Annemarie Wesenberg: Major Miroslaw Tehorzewski, Bleistiftstudie.

Hauptmann Kempf: Szczeciner Panorama, Bleistiftstudie.

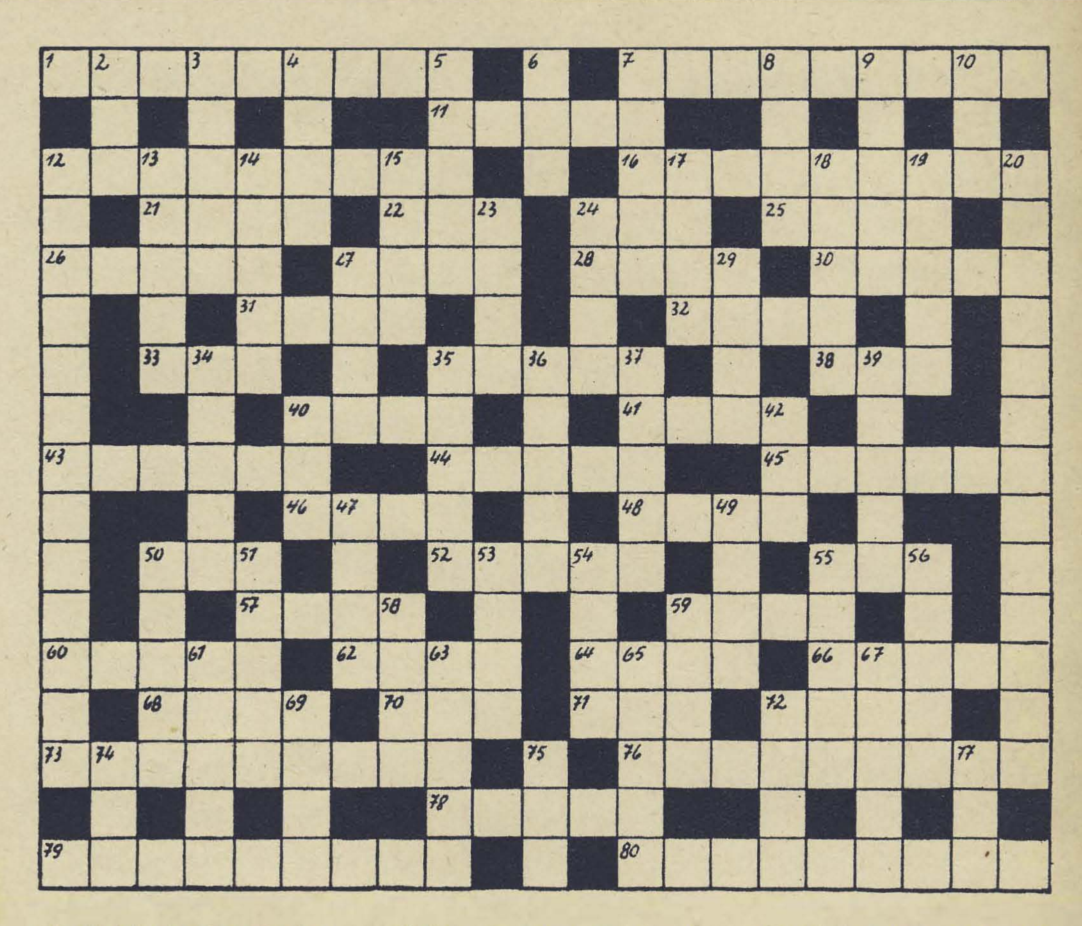


Hauptmann Heller: Soldat mit Helm, Farbstudie.

Von der Rattenburg nach Szczecin

unsere Europameister von Budapest und Berichte über ‚Oktobersturm'. Er sieht im Hafen Kräne aus Eberswalde und liest Bücher unserer Schriftsteller. Er forscht nach dem Grund unserer Reise, und wir erzählen von unserem Vorhaben, zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution einen Grafikzyklus über die Waffenbrüderschaft der sozialistischen Armeen schaffen zu wollen. Dann will er wissen, wie uns Szczecin gefällt. Wir wollen das Viele nicht aufzählen. Einer von uns nennt das ‚Königstor', wie man daraus etwas gemacht hat. Und wir nennen unsere Tischrunde. Da nickt er, lächelt und sagt: „Tausend Jahre hat es gedauert, bis Deutsche und Polen als Freunde an einem Tisch sitzen können." Er sagt, was wir bei den vielen Begegnungen mit polnischen Menschen empfunden haben, was – der Verständigungsschwierigkeiten wegen – meist unausgesprochen blieb, und was wir erneut wie ein Stück Hinterland empfinden, als wir nach der „Besichtigung" Fragen unserer Gastgeber beantworten. Wissen wollen unsere Freunde vor allem, wie es weitergeht mit den Arbeiten. Annemarie antwortet: „Alle sieben Genossen erarbeiten die ‚Schwarzweißanlagen' für die Linolschnitte, und im November treffen wir uns zum Lehrgang in Klein Nemerow."
„Noch einmal in der Rattenburg?" fügt Hauptmann Heller hinzu.
Rattenburg? Annemarie muß erzählen, ehe wir uns verabschieden. Die Geschichte wird übers Russische ins Polnische übersetzt.
„Erst mal war'n wir froh, überhaupt eine Bleibe für unsere Utensilien und fertigen Arbeiten zu haben. Da, wo Putz, Stroh und Lehm aus den Wänden und der Decke bröckelten, nagelten wir Bretter und Säcke vor. Zehn Jahre lang. Aber nicht nur Baumaterial fiel da heraus, sondern auch Ratten. Die Pfotenornamente auf den Linolschnitten, die angefress'nen Ecken machten die Bilder nicht wertvoller. Darum hängten wir sie mit Bindfäden an die Decke – und fanden manche auf dem Fußboden wieder. Die Risse in den Wänden und der Decke wuchsen. Aber auch wir arbeiteten. 1961 nagelten wir ein Blechschild an die Tür. Darauf stand zu lesen, daß wir den ‚Fritz-Reuter-Preis' erhalten hatten. Aber das hielt weder die Wände zusammen noch störte es die Ratten. Ebensowenig, wie der Staatspreis für künstlerisches Volksschaffen, der Kunstpreis des FDGB oder unsre Goldmedaille, mit der wir anläßlich der Arbeiterfestspiele 1965, vor allem für den gestalteten Fahneneid der NVA, ausgezeichnet wurden. Zehn Jahre lang Kampf an der Kulturfront. Gegen viele Schwierigkeiten.
So mußten wir fast alle zwei Jahre neu anfangen, weil Versetzungen und Entlassungen uns're Front zerlöcherten. Mancher, der neu zu uns kam, hatte außer seinem guten Willen nur noch 'ne abgemalte Postkarte bei sich. Und trotzdem Leistungen."
Vor allem, weil Annemarie Wesenberg und Friedrich Hitz, Maler des Bezirkes Neubrandenburg, Geburtshelfer der Arbeitsgemeinschaft, keine Mühe schonten.
Doch die Geschichte hat noch ein Ende. Eine neue helle Baracke steht in Klein-Nemerow, gekauft vom Rat des Bezirkes Neubrandenburg. In sie werden die Arbeitsgemeinschaft unseres Dienstbereiches und die Bezirksarbeitsgemeinschaft für bildnerisches Volksschaffen einziehen.





KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Teil des Schießplatzes, 7. Erdaufwurf vor Schützengräben, 11. Kurort am Schwarzen Meer, 12. Dienstgrad, 16. wichtigster Teil der Kriegskunst, 21. Ölpflanze, 22. Stadt an der Donau, 24. span. Küstenfluß, 25. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 26. Angehöriger eines turktatar. Nomadenstammes, 27. Metall, 28. altoriental. Staat am Tigris, 30. Gaffelsegel am hintersten Mast, 31. Abschnitt des Korans, 32. schwimmender verankerter Hohlkörper, 33. feierl. Gedicht, 35. kroat. Physiker, 38. Wendekommando auf Segelschiffen, 40. Zeitalter, Zeitabschnitt, 41. Teil der Angel, 43. Teil des Bruches, 44. Irreführung, 45. Segelstange, 46. Vulkan in Ostafrika, 48. literar. Hauptgattung, 50. frz. Schriftsteller („Die Geheimnisse von Paris"), 52. brasil. Hafenstadt, 55. Weltraum, 57. Konstrukteur des ersten entwicklungsfähigen Automobils, 59. Wahlübung, 60. Bewohner Belgiens, 62. Einbringen der Frucht in den Boden, 64. russ. Männername, 66. südamerikan. Strauß, 68. Roman von Zola, 70. Schweizer Kanton, 71. Fluß in der VR Polen, 72. südamerikan. Hauptstadt, 73. Dienstvorschrift, 76. hervorrag. Führerin der deutschen Arbeiterklasse, 78. Nebenfluß der Rhone, 79. Einheit der Panzertruppen, 80. Führer eines Sklavenaufstandes.

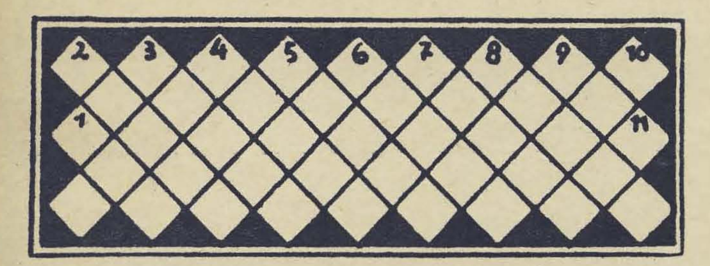
Senkrecht: 2. weibl. Vorname, 3. Grenzfluß zwischen Schleswig und Holstein, 4. Heißluftdusche, 5. Absonderung der Leber, 6. Spezialgeschütz, 7. Stadt in der Schweiz, 8. poln. LKW, 9. Schaukelbett, 10. Raubfisch, 12. Nahkampfwaffe, 13. Hochgrassteppe in Südamerika, 14. Grünfläche, 15. Nachtvogel, 17. Gangart, 18. Fluß in Italien, 19. enge Straße, 20. zweckmäßigste Form der Truppenführung, 23. Sprengmittel, 24. Titelgestalt bei Schiller, 27. franz. Landschaft, 29. niedere Pflanze, 34. europ. Strom, 35. Kampfgas, 36. Temposteigerung auf den letzten Metern, 37. Obstsorte, 39. franz. Karikaturist, 40. Körperteil, 42. deutscher Komponist, 47. Nebenfluß der Donau, 49. Stadt in Nordspanien, 50. Meister der Satire, Mitarbeiter der „Roten Fahne", 51. Geländeform, 53. ital. Weinstadt, 55. deutscher romant. Dichter (1781 bis 1831), 56. bedeutendster österreich. Lyriker des 19. Jh., 58. Einfriedung, 59. Sportboot, 61. nordamerikan. fortschrittl. Schriftsteller, 63. folgsam, brav, 65. westl. Halbinsel Großbritanniens, 67. Grundstoff von Parfümen, 69. Strom in Sibirien, 72. Titelgestalt bei Shakespeare, 74. griech. Buchstabe, 75. sowj. Schriftsteller, 77. Polit. Kommissar u. Kommandeur der 11. Intern. Brigade in Spanien.

MAGISCHES QUADRAT

Senkrecht und waagerecht die gleichen Begriffe:
1. hervorrag. Führer der Franz. Revolution, 2. Elementarteilchen (Mz.), 3. Prosawerk, 4. brasil. Schriftsteller, 5. Singstimme.

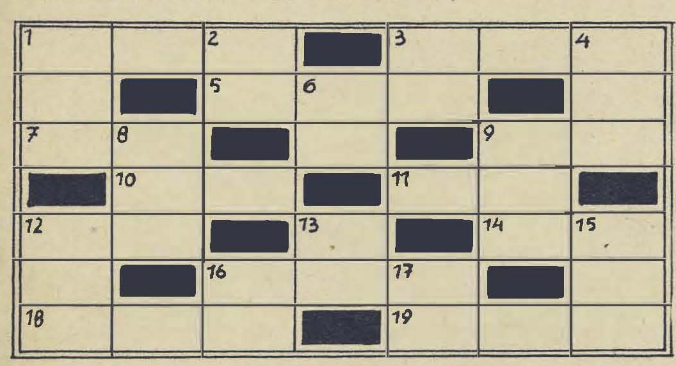
1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

ALLES KREUZT SICH



◀ Von der Zahl nach rechts unten: 1. europ. Hauptstadt, 2. Drehzapfen der Lafette, 3. Gestalt der franz. Revolution, 4. weibl. Gestalt der griech. Sage, 5. latein.: Land, 6. chem. Kampfstoff, 7. weibl. Vorname, 8. Kettengesang, 9. Honiggetränk. Von der Zahl nach links unten: 3. russ.: Friede, 4. Kurort in der Schweiz, 5. rumän. Luftfahrtgesellschaft, 6. Verwaltungskörperschaft, 7. Gewicht für Gold und Diamanten, 8. Gefährt, 9. weibl. Vorname, 10. Begründer des Sowjetstaates, 11. Erdart.

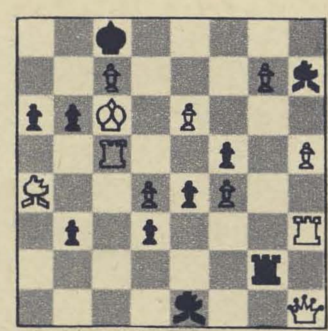
SILBENKREUZWORTRÄTSEL



W a a g e r e c h t : Handelsstadt des Altertums am Mittelmeer, 3. kongoles. Volksheld, 5. Asphaltart, 7. Schneidewerkzeug, 9. Gedichtform, 10. Stromspeicher, 11. Raubtier, 12. Kraftmaschine, 14. europ. Währung, 16. Teil der röm. Legion, 18. Musikwerk, 19. Söldnerheer.

S e n k r e c h t : 1. Treibladung des Artilleriegeschosses, 2. asiat. Wüste, 3. Maßeinheit des Lichtstroms, 4. blanke Waffe, 6. deutscher Schriftsteller, 8. Uranbrenner, 9. Volk in Nordostafrika, 12. Schuh der Indianer, 13. Stadt in Italien, 15. Verpflegungssatz, 16. Sucht, Liebhaberei, 17. Titelgestalt bei Andersen Nexö.

SCHACH



Matt in drei Zügen.

ZUM RECHNEN

Eine Gruppe Transportfahrzeuge der NVA befindet sich auf dem Marsch. Nach einiger Zeit wird der Gruppe ein Kradmelder mit einer wichtigen Meldung nachgesandt. Zum Zeitpunkt der Abfahrt des Melders befindet sich die Gruppe 26 km vom Ausgangsort entfernt. Der Melder fährt 2,5 mal so schnell als die Transportfahrzeuge.
Nach wieviel km vom Ausgangsort erreicht er die Fahrzeuge und kann seine Meldung übergeben?

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 11/1966

SILBENKREUZWORTRÄTSEL: W a a g e r e c h t : 1. Opal, 3. Tamarin, 5. Saba, 7. Niger, 8. Simonow, 10. Allment, 12. Reka, 13. Mater, 14. Kanone, 15. Salome, 16. Tara, 17. Termes, 19. Gesarol, 20. Nina. S e n k r e c h t : 1. Odessa, 2. Rachmaninow, 4. Ringer, 6. Basilika, 9. Moment, 10. Arena, 11. Laterne, 13. Manometer, 14. Kalo, 15. Sarasate, 16. Tage, 18. Messina.

SCHACH: Hagemann 1. Sg4 Tgg4:; 2. Td1 bzw. 1. . . . Tgh4:; 2. Th8 †.

WABENRÄTSEL: 1. Glas, 2. Baur, 3. Flur, 4. Volt, 5. Lens, 6. Beil, 7. Urne, 8. Ebro, 9. Reue, 10. Rita, 11. Niet, 12. Brei, 13. Igel, 14. Land, 15. Ines, 16. Sete – Luftverteidigung.

KREUZWORTRÄTSEL ZUM SELBSTBAUEN: W a a g e r e c h t : Titan – Armee – Imitation – Myrte – Torun – Landkarte – Omar – Sejm – Eitel – Gunst – Klub – Leo – Agra – Ecke – Renn – Nell – Hanoi – Drau – Lake – Ossa – Kuli – Ara – Ruin – Odeum – Sprit – Odin – Enns – Spartakus – Kobra – Union – Karabiner – Liste – Ebene. – S e n k r e c h t : Tempo – Terra – Niel – Kinn – Back – Pier – Ante – Morste – Einem – Artek – Dill – Argo – Tonne – Meldehund – Rebellion – Standarte – Jordanien – Einer – Ehe – Rio – Krepp – Spreu – Amur – Asra – Onkel – Irbis – Neige – Sonne – Sake – Aare – Tabu – Kant – Sure.

ZUM RECHNEN:

a) $\tan\alpha = \frac{19{,}05\ \text{m}}{224\ \text{m}} \approx 0{,}085$

$\tan\alpha \cdot 100\ \% = p\ \%$

daraus folgt $p \approx 8{,}5\ \%$

b) $l \cdot \tan\alpha = \Delta h$

$224\ \text{m} \cdot 0{,}06 = 13{,}44\ \text{m}$

Die Geländeneigung ist 6%. Ohne umfangreiche Erdarbeiten sind die geforderten 6% nicht einzuhalten. Es muß ein anderer Geländeabschnitt erkundet werden.

VOM KERN ZUM WORT: 1. Krallen, 2. Okarina, 3. Meister, 4. Melasse, 5. Almaden, 6. Nomaden, 7. Dederon, 8. Orleans; Kommando.

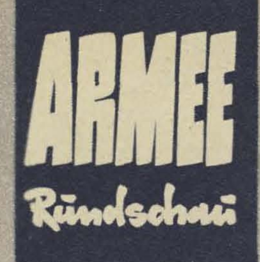


Unschlüssig drehte er den Brief aus Kiew in den Händen. „Nina hat mir so viel berichtet, und nun soll ich ihr etwas über unsere Stadt schreiben.“ Damit befand sich mein Sohn in der heiklen Lage, als wenn eine Redaktion verlangte, auf drei Seiten über die bemerkenswerten Veränderungen einer relativ nicht bemerkenswerten Bezirksstadt zu plaudern. Der erste Satz ist zwar schnell gefunden: Leipzig ist die Messestadt, Dresden vergleicht mancher mit Florenz – und Erfurt wurde als Stadt der Blumen bekannt. Doch da wird es schon schwierig, denn will ein Fremder die lieblichen Kinder Floras mit sich nehmen, narrt ihn mehr als einmal das Schild „Dekoration“ im Blumenladen. Mehr als die Versicherung, daß man Blumen, Samen und Pflanzen aus Erfurt in aller Welt kaufen kann (Export geht auch in diesem Falle vor Eigenbedarf) tröstet ihn die Blütenpracht auf dem Gelände der Internationalen Gartenbauausstellung vor den 15 Ausstellungshallen. „iga 66“ ist das Zauberwort, das Besucher aus Nah und Fern anlockte. – Vielleicht sollten wir Nina ein paar Fotos schicken, sie sagen oft mehr als Worte. Aber bereits die Motivsuche läßt die Interessengegensätze zwischen mir und meinem Filius offenbar werden. Er steuert als erstes die kürzlich neu eröffnete Milchbar am Anger an, die nicht nur äußerlich den von der Post und dem architektonisch ebenso unschönen Centrum-Warenhaus begrenzten Platz inmitten der Stadt verschönt. Während der kleinen Pause bei Eisbecher und Zitronenflip ruht der Blick wohlgefällig auf der modernen Einrichtung und erfreut sich am Zusammenspiel der Farben und Formen. Den Besuch des ebenso modernen und zweckmäßigen Kinderkaufhauses „Bummi“ rede ich meinem Sohn aus. Wir machen lieber einen Bummel über den Ring und bannen die beiden neuen Hochhäuser auf den Film, deren eins seit einigen Wochen als Tourist-Hotel komfortable Unterkunft gewährt, während das andere mit seinen ferngeheizten Einzimmerwohnungen den Junggesellen vorbehalten ist. Wie wohltuend sticht die klare architektonische Gestaltung von der Umgebung ab. – Nur ein paar Schritte vom Ring in die kleinen Gassen – und schon umfängt uns der Zauber des Mittelalters. Schutzbedürftig lehnen sich die kleinen Häuschen an der Gera aneinander, jahrzehntelange Vernachlässigung ließ sie an ihrem Wert zweifeln. Seit mehr als einem Dezennium wirkt man aber dem Verfall entgegen. Allein in diesem Jahr wurden mehr als 20 Gebäude historisch getreu renoviert. Während an der berühmten „Hohen Lilie“ am Domplatz, die einst den schwedischen Gustav Adolf beherbergte, die Gerüste noch nicht gefallen sind, präsentiert sich die Krämerbrücke – in Stein erbaut, einst kleiner Teil der Handelsstraße Madrid–Kiew – bereits in neuem pastellenem Gewand, das ihr Alter von über 650 Jahren nur ahnen läßt. Der staatliche Kunsthandel bietet hier übrigens jetzt Souvenirs an, die sich wohltuend von den Matrosen unterscheiden, die sich sogar auf den Inselsberg verirren. – Erinnerungen an die Vergangenheit – was wären sie ohne einen Gang durch die Marktstraße, wo sich Autos und Straßenbahn aneinander vorbeiquälen, um einen Blick auf den berühmten Dom und die Severi zu werfen. Wahrzeichen unserer Stadt? Ist man die vielen hundert Stufen auf den Turm des Doms ächzend hinaufgeklettert, wird der Blick von neuen Wahrzeichen gefesselt. Natürlich interessiert meinen Sohn nicht sonderlich das fast vollendete Kraftfuttermischwerk und das hochhausähnliche Silo in Erfurt-Marbach. Wer soll auch einem Zehnjährigen mit wenigen Worten die Bedeutung der noch im Bau befindlichen Trockenmilchstation in der Leipziger Straße (Kostenpunkt 15,7 Millionen Mark) erklären, des neuen Sauerstoffwerks in Erfurt-Nord oder der neuen Werkhallen des weltberühmten VEB Pressen- und Scherenbau? Die neue 26klassige Schule in der Riethstraße kennt er dagegen, ihr Bild klebt bereits in seinem Heimatkundeheft. Dort begann am 1. September der Unterricht für die Mädchen und Jungen der umliegenden Neubauten. Ein Foto von dieser Schule wird Nina erhalten, und einige weitere von dem im Aufbau befindlichen Stadtviertel am Johannisplatz. Erfurt-Nord, einst vernachlässigtes Arbeiterviertel, ist bald nicht mehr wiederzuerkennen. 11 000 Einwohner beziehen bis 1969 moderne fünf-, elf- und sechzehnstöckige Häuser. Dann gibt es mehr zu sehen als zur Grundsteinlegung im Frühjahr 1966. Fernheizung, Müllschlucker und Sprechanlagen werden hier zu Selbstverständlichkeiten. – Inzwischen habe ich den Film verknipst, und die Zeit reicht nicht mehr, um dem Tierpark am Roten Berg einen Besuch abzustatten, obwohl auch er gerade in diesem Jahr neue Bewohner und Anlagen erhalten hat. Hand in Hand gehen wir den Weg zurück im Licht der auf weiten Strecken modernisierten Straßenbeleuchtung, die mit den Farben der Leuchtreklamen wetteifert. Ob wir genügend entdeckt haben für Nina? Ich glaube, es langt sogar noch für eine Redaktion zu einem Artikel über unsere Stadt der Blumen, deren Farbenpracht ein Synonym ist für das blühende Leben in ihren Mauern.

Margrit Krach

DDR UNSER VATERLAND

„Weihnachtsmarkt in Erfurt." Florentine Pfütze, 6. Klasse; Christine Göldner, 7. Klasse (beide 6. Oberschule).



HEFT 12
DEZEMBER 1966
PREIS MDN 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Oberstleutnant Jossif Schaulov, Sofia; Major Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 6. Oktober 1966

Fotos: Gebauer (27) Titel, S. 26, 27, 28, 29, 35, 36, 37, 38, 39, 52, 54, 55, 56, 89, Rücktitel; Klöppel (8) S. 3, 16, 18, 19, 66, 67, 68, 69; Kießling (1) S. 8; Zentralbild (7) S. 12, 13, 20, 22, 23, 24, 25; Zühlsdorf (3) S. 14, 68, 69; Armeefilmstudio/Franke (3) S. 15, 18, 19; Archiv (11) S. 40, 41, 42, 48, 61, 78, 79; Mittelstädt (6) S. 49, 62, 63, 64, 65; Militärbilddienst (1) S. 68; TANJUG (3) S. 74, 75, 76; Kokovič (1) S. 77.

TITELBILD: Startvorbereitungen

„In meiner ganzen Familie hat es nie Ambitionen für Sport oder Ballett gegeben", erzählt die junge Moskauerin Tatjana Nemzowa lachend, „und eigentlich verdanke ich es den Pelmeni, daß ich Meisterin des Sports und Solistin der Sowjetischen Eisrevue wurde." – Den Pelmeni?!? – „Das ist Vaters Lieblingsspeise", erklärt Tatjana, „Hackfleischklößchen in Nudelteig. Man aß sie sehr gut in einem Restaurant an der Ecke. Einmal setzte sich ein Herr an Vaters Tisch. Sie kamen ins Gespräch, lobten die Küche, sprachen vom Wetter, Fußball und Familie, und beim Abschied mußte Vater dem fremden Herrn versprechen, mich zu seiner Frau zu bringen.
Sie war eine bekannte Eislauftrainerin. So kam es, daß ich mit sechs Jahren ziemlich unfreiwillig Schlittschuhe unter die Füße bekam und mich auf dem Eise bewegen lernte." Unter dieser An-



STAR-Palette

leitung fand Tatjana natürlich Spaß daran, trainierte fleißig und nahm in einer Eislaufschule Unterricht in künstlerischem Tanz und Choreographie. Bei einer Schülervorstellung durfte sie schon mit zehn Jahren nach dem Vorbild der klassischen Ballerinen den „Sterbenden Schwan" auf dem Eise tanzen.
Mit dreizehn Jahren meldete sie sich zur Teilnahme an den Eiskunstlauf-Europameisterschaften in Davos, und obwohl sie damals nur den 24. Platz belegte, gestattete man ihr beim anschließenden Schaulaufen ihren „Sterbenden Schwan" vor großem internationalen Publikum vorzuführen.
Ein Jahr später wurde Tatjana Allunionsmeisterin der UdSSR im Eiskunstlauf und bekam den Titel „Meisterin des Sports" verliehen.
Nach Abschluß der Oberschule trat Tatjana Nemzowa als Solistin in das Ensemble des Moskauer Eisballetts ein. Gleichzeitig begann sie ihr Studium im Lunatscharski-Institut für Theaterwissenschaft. Wenn sie nämlich eines Tages die Schlittschuhe „auf Eis legen" muß, will sie Dramaturgin, Journalistin oder Theaterkritikerin werden.

Helga Heine



Kaltfront

– 3 – 2 – 1 – Start!

Winterschutzbekleidung

Index 31 036

